

28.10.1925

28.10.1925

Ostdeutsche Monatshefte

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

6. Jahrg.

Oktober 1925

Heft 2



Oppen

Verlag: Georg Stille, Berlin NW 7

Preis: 1.25 Goldmark, für Danzig 1.60 Danziger Gulden
für Poln. Oberschlesien 1.75 Goldfranken

Louis Schröder

Danzig, Große Scharnachergasse Nr. 3

Telefon 1658

(gegenüber Potrykus & Fuchs)

Telefon 1658

Kunsthandlung

[468] Große Auswahl in

Ölgemälden / Radierungen

gerahmten und ungerahmten Bildern / Stilgerechte Einrahmungen

Glashandlung / Bau- und Kunstglaserei

— Ausführung sämlicher Gläserarbeiten —



Standard
Phoenix
der
deutsche

Tennis - Turnier - Ball

Harburger Gummiwaren-Fabrik

Phoenix A.G.

Harburg-Elbe

[470]

Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und der „Deutschen
Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“

10397

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

6. Jahrg.

Oktober 1925

Nr. 7



CZYTELNA
REGIONALNA

Der Maler Eduard Bischoff

54003

2198

Von Fritz Kudnig

Kaum einer der jungen Königsberger Künstler war in den Jahren seines Aufstieges so umstritten wie unser Kunstmaler Eduard Bischoff. Hoch brandete um sein Werk das stürmische Meer der verschiedensten Meinungen. Genau entsinne ich mich noch heute zweier Kritiken über ihn, die mir vor Jahren an ein und demselben Tage fast zu Gesicht kamen: die eine nannte seine Arbeit — Kitsch und fragte im Brusttone hellster Entrüstung, wie man derartiges Zeug in einer neuzeitlichen Ausstellung überhaupt dulden könne; die andere feierte den Künstler begeistert als — ein Genie...

Der Künstler selber aber scherte sich weder um seinen gemalten „Kitsch“ noch um sein ihm öffentlich bescheinigtes „Genie“. Er griff nach seinem Pinsel und malte weiter, ohne sich nach dem, was hinter ihm lag, noch einmal umzusehen. Für ihn gab es immer wieder nur ein Voraus; ein Vorwärts zum fernen Ziel.

Dies Ziel war nicht gerade niedrig gesteckt. Es hing so hoch, daß den Künstler oft wohl selber schwitzen wollte. Immer aber fand er sich wieder zu sich selbst zurück aus dem blaugoldenen Himmel, in dem die großen Götter der Kunst thronten, die er anbetete und bewunderte, zu denen er hinaufstrebte, bewußt und unbewußt.

Oft ist es allerdings wohl vorgekommen, daß er mit diesen großen Kunst-Göttern droben in ernste Feinde geriet; daß diese Götter über ihm arg bedrängten; daß sie gar manchmal herrschen wollten über ihn; daß er sich gegen sie wehren mußte mit allen Kräften seines Geistes. Immer aber rettete er sich aus solchen Kämpfen in das Heiligtum der eigenen Künstlerseele hinein; in das er sich immer flüchtete, wenn es die bittersten Kämpfe — um das Höchste — galt. Und dann war immer ein Wunder geschehen: er war aus diesen Kämpfen mit Göttern, mit Menschen und mit

sich selber gewachsen als Mensch und Künstler. Und alle Zeichen dieses Streites, des Sieges, der Freude, des Jubels über den Sieg trug dann sein neues Werk.

Vor jedem neuen Werke beugten sich mehr und mehr seine einstigen Widersacher. Und wenn auch immer wieder einer auftaucht und auf die Götter hinweist, denen er verpflichtet — er selber weiß am besten um diese seine Pflicht. Und er weiß allen seinen Göttern Dank. Weil er erkannt, daß man nur wachsen kann, wenn man die eigenen Kräfte wieder und wieder mit Größten mißt und Allergrößten! —

Im Kinde bereits regten sich die gestaltenden Kräfte. Schon als er kaum vier Jahre alt war, gehörte der größte Teil des Tages seiner Zeichen-, „Kunst“. Und wenn man ihm dann nicht genug Papier heranschaffen konnte für seine „Bilder“, dann mußten Wände, Tische und Türen daran glauben. Nicht gerade selten ertrappte ihn später auch in der Schule der Herr Lehrer dabei, wenn er unter der Schulbank seine graphischen Künste übte, in Form von Karikaturen und ähnlichen bösen Dingen. Das trug dem Jungen dann ebenfalls recht unerwünschte Früchte ein. Auch auf der hohen Präparandie, die ihn zu einem überaus tüchtigen Volkserzieher heranbilden wollte, widmete er sich wesentlich mehr der „bildenden Kunst“ als seiner sonstigen Bildung, was seine strengen Herren Magister ihm furchtbar übelnahmen. Sie sahen dem frechen „Schmierfinken“, wo sie nur konnten, auf seine Finger. Und selbst am Sonntag durfte er nicht seinen „Lüsten fröhnen“. Dies „Sündthausleben“ versetzte den vielversprechenden Jüngling allgemäß in so unbändige Empörung, daß er eines schönen Tages seinen bösen Magistern „Auf Nimmerwiedersehen“ entgegenschrie und das Weite suchte, um daselbst nun völlig „seiner Kunst zu leben“. Obwohl er noch keine Ahnung davon hatte, daß es so etwas wie den Beruf eines „Kunstmalers“ überhaupt gäbe auf dieser Welt! —

Besagte Flucht vollzog sich im Jahre des Heiles 1907 — und der Flüchtlings war dazumal etwa 17 Jahre alt. — Sein Reisegeld reichte gerade bis nach Berlin. Doch in dem Sündenbabel hielt es den — wenn auch etwas sonderbaren — Heiligen nicht allzu lange. So wandte er sich denn frohgemut alsbald . . . Italien zu. Überall, doch zumeist in größeren Städten, in denen der Kunstverständ bekanntlich zu Hause ist, setzte er todesmutig seine Zeichnungen und Aquarelle ab. 10 Pfennig das Stück. Nicht einen Heller mehr. Er hielt auf feste Preise! Doch fand sich unter Bürgern und Bauern zu dem manch Kunstmäzen, der ihm wohlwollend Magen und Tasche füllte. —

Italien aber war ein Wunderland. Da brauchte man nicht erst nach einer Bleibe zu suchen in irgendeinem unverschlossenen Stalle,

in einer windigen Scheuer, wie in dem so furchtbar unwirtlichen Deutschen Reiche. Man pennte dort prächtig im Freien; an Weg und Steg, in grünen Maisfeldern und unter dunklen Palmen und Pinien; ja, selbst das sonnenwarme Straßenpflaster war wie ein Daunenbett. Einmal geriet er in solchem steinernen Bette einem leibhaftigen Karabinieri in die Hände, der ihn tückisch seines schönen Brotmessers beraubte. Aus Gründen der öffentlichen Sicherheit; dieweil dies Messer nämlich 3 cm länger war, als jedes Taschenmesser laut



Eduard Bischoff: Sämann 1920

italienischen Gesetzen zu sein sich erlauben darf. Doch Bischoff überlebte glücklich diesen Raubanschlag und setzte sich, weiter walzend, in seiner Sehnsucht: in Venedig fest, dem siebenten Himmel aller Jünger der holden Kunst. Und nährte sich abermals von Aquarellen und sonstigen Werken seiner inzwischen schon sehr „gereiften Künstlerhand“. — Auch Genua, wo er sich später, dicht am Hafen, mit einem Tippelbruder in einer geräumigen Felshöhle niederließ, besitzt sehr viele Werke seiner Hand „im Original“. Dort pflegte er als besondere Spezialität auch die Freundschaft von Köchen auf dort ankernden Schiffen. Im selben Augenblicke aber, wo diese die Sehnsucht seines Magens stillten, wuchs in ihm wieder eine andere

Sehnsucht auf, die nach der Ferne. Und alsbald wechselte der „freie Künstler“ seinen Beruf und wurde — Schiffsjunge, als welcher er Batum, Odessa, Konstantinopel, Smyrna und später auch das Wunderland Aegypten kennenernte.

Doch dann trieb ihn die Sehnsucht jäh nach seinem Vaterlande. Er pilgerte durch die schöne, saubere Schweiz, wobei die sehr ordnungsliebende Republik ihm selber behilflich war; indem sie

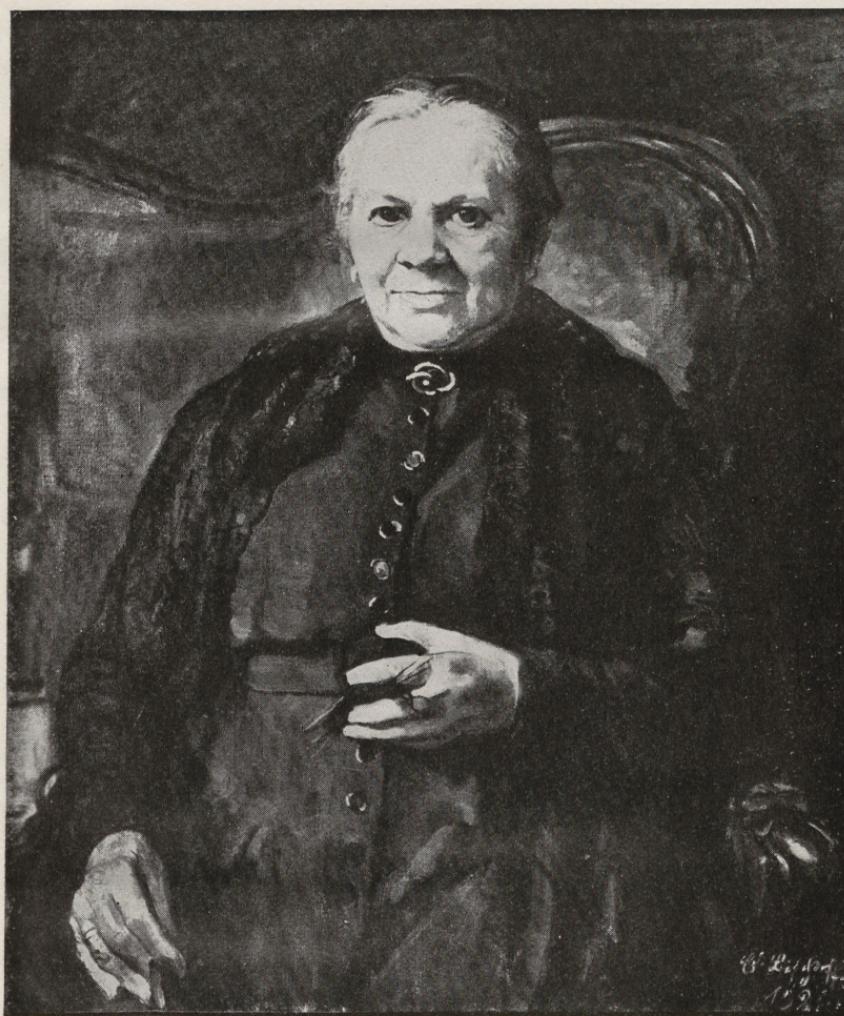


Eduard Bischoff: Pflüger 1921

ihn nämlich „von Amts wegen“ in die Eisenbahn setzte und schleunigst auf den Schub nach Schaffhausen brachte. Und das ganz kostenlos.

München und Stuttgart schätzten den jungen Menschen wesentlich höher ein. Doch auch hier hielt's ihn nicht allzu lange. In Berlin verpflichtete ihn ein feinsinniger Händler der Kunst zu einem regelrechten Arbeitsvertrage. Er hatte an jedem Sonn- und Feiertage je vier Aquarelle abzuliefern und kriegte dafür stets ganze 56 Pfennige „für det Stük“. (Allerdings hatte der Künstler dafür auch noch das ganze „Material“ umsonst zu liefern. . .)

Doch diese „Fron“ ertrug der die Freiheit Gewohnte nicht allzu lange. Er landete schließlich 1910 in Frankfurt am schönen Main, allwo ein wunderbares Erleben für ihn begann. Er lernte dort,



Eduard Bischoff: Frau mit Strickzeug 1921

zum ersten Male im Leben, zwei regelrechte Kunstmaler kennen, die ihn förderten auf alle Art, die ihn vor allem dem dortigen Kreise um den verehrten Maler Böhle nahebrachten, vor dessen Kunst der junge Mensch in tiefer Ehrfurcht und stiller Andacht stand, und der noch lange seine junge Kraft befruchtete.

Im Jahre 1910 wurde er Schüler der Kunstakademie in Königsberg. Seine Lehrer wurden dort die Professoren Richard Pfeiffer und später, 1913, Ludwig Dettmann. Lehrte ihm der eine die fruchtbare



Eduard Bischoff: Mutter und Kind 1922

Bodenständigkeit, die tiefe Ehrfurcht vor dem künstlerischen Handwerk und die unbedingte Ehrlichkeit vor dem eigenen Gewissen und vor der großen Natur und jedem allerkleinsten Ding darin, so lehrte ihn der andere das frisch-fröhliche, schnelle Zupacken bei dem Flüchtenden; bei dem Bewegten und Bewegenden, bei Menschen und

Tieren und Pflanzen, bei den schnellen Spielen von Licht und Schatten, von Wolken und Wind.

Aus freudigster Arbeit riß ihn der große Krieg. Doch auch dieser, der zu so vielen als bleicher Totengräber kam, ward ihm



Eduard Bischoff: Kind im Stühlchen 1922

ein, wenn auch todernster, Förderer und Befruchtter. November 1915 bereits verwundet, kam der Künstler ins Lazarett. Sein Lehrer Dettmann aber holte ihn schon im nächsten Jahre zu sich als Kriegszeichner. An vielen der Dettmannschen Arbeiten der nächsten Jahre hatte er teil. Das Jahr 1917 sah ihn wieder in der Front. Doch auch in diesen Zeiten ruhten Kohle und Pinsel nie. Viel schaffte er so aus dem Drange, das furchtbare Leben, den Tod ringsum, in seiner

Kunst zu überwinden. Oft aber malte er auch (Offizier-Porträts) auf — höheren militärischen Befehl . . .



Eduard Bischoff: Selbstbildnis 1924

Doch selbst diese militärischen Kunst-Befehle brachten ihn nie aus dem inneren Gleichgewicht. Sie förderten vielmehr eine der

stärksten Seiten seiner Begabung, die für das Menschenbild. — Seine ersten Bildnisse wachsen noch ganz aus der Linie heraus. Herbe, ja harte Linien bilden den Umriss; aus wässrigeren Linien formen sich Augen, Nase und Mund. Linien umreissen noch das lose, lockere Haar. Etwas Strenges, Blutfernes, Steingemeißeltes haben noch die meisten Bildnisse dieser Zeit. Doch schon in diesen hartgemeißelten Bildnissen liegt immer der dargestellte Mensch. Trotz aller Starre,



Eduard Bischoff: Nehrung 1924

trotz aller Kühle des Bluts. — Dann aber steht plötzlich, fast unvermittelt, das Bildnis eines Kindes vor unsren Augen. Da hat sich die strenge Linie bereits gelöst, ist Fläche geworden und warme, blühende Farbe. Da ist ein Leben, ein leises und doch so seliges, blutfrohes Leben in diesem lächelnden Kinderkopf. In den Augen schon liegt des Kindes ganze Seele, der Kinderseele ganze Feinheit, Reinheit und unsagbar rührende Keuschheit. Und die flaumweichen, blonden Haare sind fast wie ein Hauch, wie ein wehender Blütenduft. Und selbst die Hände, die unbeholfenen, tappigen Kinderhände, sind so sehr süßen Lebens voll, daß man sie streicheln möchte mit den eigenen Händen, innig wie eine junge Mutter. —

Nicht immer bleibt dies warme, inbrünstige Leben in den nun kommenden Bildern. Da ist ein Doppelbildnis des Künstlers und seiner Frau. Herb in den Linien, herb in den sparsamen Tönen der spröden Farbe. Aber auch hier ist wieder der ganze Mensch darin. Seht diesen harten, in die Ferne und dennoch wie tief nach innen gerichteten Blick des Mannes, die hart um den Stiel des Spatens gekrampfte Hand. Der Willensmensch Eduard Bischoff liegt darin. Der Mensch, der sich seiner selbst bewußt geworden, der sich selbst erkannt hat und der das Wesentlichste in sich selbst erkannt: die Pflicht zu schaffen. Dies Bildnis ist weniger gemaltes Bild als sprechendes Symbol, gemalter Sinn.

Viel warmes Leben, viel stille Liebe wächst dann später in allen seinen Madonnenbildern; in einem Krippenbilde von unsagbarer Schlichtheit und Innigkeit; in dem — für mich schönsten — Madonnenbilde in den Dünen, in dem nichts mehr von festgefügten Linien, in dem nur noch ein einziger Rausch von blühenden Farben, von Dunkel und von Licht. —

Immer lockerer wird nun des Künstlers Hand. Die große Fläche löst sich in kleinere auf, in Flecken und Flickchen. Eine ungemeine Farbenlebendigkeit beginnt zu sprühen. Lange, lange hat der Künstler seinen einstigen Ausspruch vergessen: die Hauptsache beim Malen ist — das Zeichnen! — Da ist ein Bildnis eines Freundes aus dem Jahre 1923. Ganz leuchtend hell auf schwarzem Grund. Nur ganz wenige Farbentöne, aber in der unglaublich feinen Abtönung dieser Farben in sich auf den Beschauer wirkend wie eine leuchtend hingeströmte Melodie. Man kommt davon nicht los. Wie von einem feinen Liede nicht, das einen noch tief in die Sommernacht hinein verfolgt mit seiner Süßigkeit.

Dann steht, am Ende, ein Bildnis des Künstlers selbst. Fast grau in grau. Und doch geradezu unheimlichen Lebens voll. Das Gesicht sehr bleich, fast starr; wie eine Totenmaske, könnte man meinen; alles Leben nur gesammelt in dem kaum sichtbaren Spalt des angestrengt schauenden Auges, das von dem erschütternden Ernst dieses künstlerischen Schaffens spricht. Im Rhythmus des hochgerückten Armes aber singt die ganze Kraft dieses starken Schaffens ihr stürmisches Lied. Und die Spitze des Pinsels leuchtet aus all diesem Grau so rot wie Blut. Sinnbild dafür, daß diese Arbeit nicht geboren aus dem kühlen Intellekt, sondern aus der strömenden Quelle des Künstler-Herzens? Ich nehm's dafür. Weil ich weiß, wie sehr dieser Mensch fast alles aus seinem vollen Herzen heraus schafft.

Doch genug nun über das Menschenbild. Die Landschaftsbilder Bischoffs leben wie die Bilder der Menschen, die er malt. Fast immer setzt er ja auch lebendige Menschen in diese Landschaft hinein. Und

diese Menschen bilden dann keinen Teil für sich, der unbekümmert sein eigenes Dasein führt; sie sind organisch mit der Landschaft verbunden, als würzen sie darin wie Blumen und Blüten, wie Baum und Strauch, wie Berg und See. — Immer war dem Künstler Wandern durch Felder und Wälder, am Meer und auf den Dünen ein Erlebnis, nicht nur der Augen, sondern auch des Herzens, auch der Seele. Und was nun Augen und Herz und Seele erlebten, versuchte sein Pinsel leuchtend festzuhalten. Da pflügt ein Bauer mit blankem Pflug die braunen Schollen in einsamer Flur. Die Pferde stramm in den Sielen, daß du ihr frohes, starkes Atmen zu hören glaubst.



Eduard Bischoff: Hafen von Nidden 1924

Und wie sind diese Schollen gemalt! Du riechst fast ihren vollen, herben Duft. Und diese Gäule, deren Kraft du fühlst! Und dieser Bauer ... Liegt nicht in der eckigen, schweren Holzschnittgestalt die ganze Seele dieses heimatlichen knorrigen Menschenstammes? — Da, drei Kartoffelerinnerin in voller Arbeit, ohne aufzusehen. Die Leiber tief zur Erde gebeugt. Wie die Hände die Ackergeräte halten, wie sie in die aufgebrochenen Schollen greifen und die Knollen heben aus der dunkeln Erde ans Licht des Tages, das ist voll tiefer Andacht und leise schwingender Erntefreude, wie ein Bild des stillen Propheten der Arbeit, des großen Franzosen Millet.

Oder da, ein Sämann, der auf der Erde kniet, das Korn in sein weißes, leuchtendes Säutuch zu tun aus dem Saatgutsack. Sein Gesicht tiefernst. Die harten Hände fassen das Korn in einer Zartheit



Eduard Bischoff: Marktkahn 1924

und heiligen Inbrunst, wie ein Gläubiger den Kelch beim Abendmahl. In einem Ausschnitt des hochgewölbten, schweren, dunklen Ackerbodens blinkt von ferne her das heimatliche Haff. Die ganze Schwere und Herbe der östlichen Erde, des östlichen Menschen lebt in

diesem Bilde. — Oder dort, da kehrt ein Landarbeiter im Scheine der sinkenden Sonne mit seinem Sechsgespann vom Felde heim. Tief ge-



Eduard Bischoff: Mädchen mit Blumen 1925

senkt das Haupt des Mannes, die Köpfe der Pferde; gesenkt wie zum Gebet. Und das, ihr Menschen, sieht nicht wie eine schale Phrase aus. Es blickt euch in diesem Bilde an wie eigenes Er-

lebnis tieffster Stunden; Stunden, die uns lieb und heilig sind. — Dazwischen kommen Landschaften, die nicht — wie diese — Seelenerlebnisse geben wollen, sondern nur das frohe Erlebnis der farbentrunkenen Augen. Es fehlt darin der das Land beseelende Mensch, das beseelende Tier. Da ist eine große Alpenlandschaft am Königssee. In der Wohnung eines Freundes hängt das Bild. Und immer, wenn ich es sehe, geht's mir zu Herzen, als sähe ich, als erlebte ich tief im Innern die wundersame Schönheit dieses Erdenstücks. Nicht mit den schreienden Mitteln der Sensation sind diese Berge da vor dir hingestellt. Da will kein aufgeblasener Maler-Kraftproß dir eine Anschauung geben von der Urgewalt der ragenden Felsenlandschaft. Ein tief ergriffener Mensch läßt seinen Pinsel ein seelenerschütterndes Gebet beten in dieser von der Sonne geküßten Riesen-Welt, die ihrem gütigen Schöpfer lobingt in einer einzigen leuchtenden Farben-Symphonie. — Dies Bild ist mir persönlich lieber als einige spätere aus dem Jahre 1924, in denen der Künstler versuchte, unser liebes Masurenland zu gestalten. Ein Kraft-Rausch war in ihm in dieser Zeit. Er malte sozusagen mit rasendem Pinsel. Gerade dieser lieblichen, verträumt-melancholischen See- und Waldlandschaft aber kann man nur in tiefer Stille und inniger Seelen-Versenkung nähern, wenn sie dem Herzen ganz nahekommen soll.

Von stärkster Wirkung aber sind wieder Bischoffs Nahrungsbilder aus demselben Jahre. In einigen dieser Bilder will mich allerdings eine gewisse Unruhe und Zerrissenheit zu tieffstem Genusse nicht kommen lassen. Diese Landschaft ist in jeder Stimmung, bei Sonnenschein, in Wetter und Sturm, von einer geradezu grandiosen Einheit und inneren Geschlossenheit. Dem oberflächlichen Blicke mag auch manches in diesen Landschaften nicht so ganz von innen her beseelt erscheinen wie frühere Arbeiten des Künstlers. Ging Bischoff etwa den Weg der Vielzuvielen: ins Seelenlose hinein? Ich sage: Nein. Er nahm vielmehr dem Gesichte dieser Landschaft den letzten Schleier und zeigte ihr tiefstes Wesen auf: ihre Einsamkeit. Diese einsame Seele zeigt er in manchen Bildern so ganz von innen her, wie noch nicht einer vor ihm sie gezeigt. Aber er zeigt auch andere, nicht weniger wesentliche Züge der Nahrungslandschaft: die innere Kraft, den starken Lebenstroß. Den Troß, die Kraft, die in allem sind, was hier lebt und webt: im stürmischen Haff, im grosslenden Meer, in der lauernden Düne, in den knorrigen Kiefernstämmen, in den breitschultrigen Fischern mit den eckigen Eisenschädeln; in ihren Augen, die wie blaue Blinkfeuer brennen in Nacht und Sturm. — Seht diese Kiefern! Sie stehen da wie unter Schmerzen gekrümmt. Und doch singen sie: Sieg! Seht da: die schwarzen, stämmigen Fischerkähne, wenn sie stiernackig anrennen

gegen die wütende Wasserflut. Seht die vom Sturme tief zu den Wogen gebogenen Masten der Boote. Sie biegen sich, doch sie brechen nie. Und wie der Sturmwind prall in den tief geblähten Segeln liegt, daß die Wanten singen und klingen wie lauter Metall . . . Hört ihr es nicht? — Und seht: das Dutzend Boote mit den dunklen Segeln im Hafen an der Mole. Wirken sie nicht erschütternd, so zusammengedrängt; wie fest geschlossen zu einer Not- und Todgemeinschaft? ! Und seht: die ungeheure, dunkle, drohende Wetterwolke, die aus hohem Himmel schwer herunterhängt auf die angstvoll sich duckende, nackte Düne . . . Ist da nicht das Schicksal dieser Landschaft und ihrer Menschen — des Menschen überhaupt — gemalt, erschütternd wie noch nie?

Eins aber fehlt in allen diesen Dünenbildern Bischoffs: der Sonnenschein! Haben auch diese sonnenlosen Landschaften eine noch tiefere Bedeutung, als es scheint im ersten Augenblick? Auch Deutschland kennt keine Sonne in dieser Zeit. Am wenigsten unser vereinigtes Ostpreußenland. Die schönsten Teile des Nahrungslandes sind in undeutschchen Händen. Sie werden einmal wieder in deutschen Händen sein. Dann wird die Sonne wieder scheinen. Auch in den neuen Nahrungsbildern dieses Künstlers, der seinem Wesen nach der deutschesten einer ist.

Ich hätte noch viel zu reden über den Maler Bischoff. Von seinen großen und kleinen Stilleben, in denen, laut und still, des Malers Freude an der Farbe lebt; von seinen nackten Menschenleibern, deren Fleisch voll Blut und Leben und froher Sinnlichkeit; von seinen immer ins Größere gehenden Kompositionen, in denen sich mit jedem Male mehr das starke technische Können und die begeistende Kraft dieses schöpferischen Menschen zeigt.

Doch ich mag nicht mehr. Ein anderer mag sich auch verbreiten über des Künstlers sonstiges, insbesondere sein reiches graphisches Werk. Es ist des Malwerks würdig in vielen Stücken, glaubt es mir, ohne daß ich es hier noch mühsam zu beweisen versuche. Zudem: beweisen wollte ich in diesem Aufsatz niemand etwas. Mir fehlt dazu das schwere, durchaus wissenschaftliche 42-cm-Geschütz. Ich wollte nichts weiter, als sehr bescheiden erzählen, was ich in Eduard Bischoffs Bildern gesehen und was mir Erlebnis wurde, da ich es sah. Nun dürft ihr mich rädern, ihr Herren „vom Fach“, so's euch beliebt! Ich will mich drum nicht wehren. —

Eins habe ich nun aber tatsächlich kaum mit einem Worte erwähnt, daß Eduard Bischoff auch über eine ganz unbändige Menge Humor verfügt in seinem weiten Werke. — Und diese zahlreichen Handzeichen seiner frohen und tollen Launen sind das Tiefste, was ich von ihm kenne. Denn diese lachenden Dinge wachsen alle wie

goldene Blüten mitten aus seinem ewig jungen Kinder-Herzen heraus in das garstige Erdenall. Dies goldene Herzens-Licht Humor führt uns aber vom Werke her schon wieder zum — Menschen hin. (Von dem wir kamen.) Damit ist der Kreis geschlossen, der gezeichnet werden sollte. So grüßen wir am Ende den Menschen Bischoff — und danken ihm und seinem guten Geiste sein starkes Werk! —

Ein Abend

Von Carl Lange

Der Abend trägt durch die Stille den Klang einer Flöte an mein Ohr. Die Töne, bald ferne, bald näher, berühren und erfüllen wundersam die Seele. Und der goldene Mond, der durch das Dunkel der Zweige blinkt, lockt mich aus meinem Garten. Da trete ich nun aus dem Schatten heimlich flüsternder Bäume ins Freie. Was leuchtest du, Mond, heut so hell, du abendlich vertrauter Gefährte stiller Wandergänge? Gab dir die Sonne hellen Widerschein vom Tage? Lebt auch in dir die Wonne vergangener, sommerlicher Stunden? Als heut der strahlende Tag in stolzer Schönheit versank, flutete noch einmal die Fülle tiefen Erlebens über grüßende Gipfel. Nun harrt still, in Glück versunken, Berg und Wald, und darüber atmet der Zauber, den der Glanz des träumenden Mondes ausgießt . . . Und auch du, Tal, in dir wirkt Tag und Abend friedliches Licht. Nie sah ich klarer den grünenden Saft deiner Farben, nie leuchteten reicher Wiesen und Felder! Selig lehnen sich deine Hütten an die sanft steigenden Höhen und tiefer atme ich den Duft weisschimmernder Hollunderblüten. Ich breite die Arme aus und erfühle noch einmal die tiefe Schönheit des Tages, der sich in Duft, Klang und Farbe aufgelöst hat. In den Wiesen flackern noch die Kerzen der Feldblumen wie verschwiegene Wünsche.

Ferner — leiser wird der Klang der Flöte. Es wirkt des Mondes goldenes Licht, es schattet tiefer. Und sein Glanz wird lichter. Die Zeit der Wandlung kommt. Die leicht verschleierten Berge sind bald nur dunkle Linien; nur einzelne Bäume zeichnen sich noch klar vom Himmel ab. Schattenhafte Gestalten erträumt das schärfer blickende Auge.

Durch das Dunkel tönen vereinzelt Stimmen, aber sie klingen fern und es ist, als ob sie den Frieden nicht stören wollen. Ich lehne mich noch einmal am Hang des Berges an grünendes Geranke. Die Bilder des Tages ziehen an meinem Auge vorüber. Welch Glanz lag über den Stunden vom Morgen zum Abend und gab Sinnen und Denken ewige Ziele! Da hielt ich nun endlich Rast und überschaute vom Gipfel weite Strecken meines Lebens. Waren es nicht immer wieder goldene Fäden, die Tiefen und Abgründe überspannten? Seltsam das Leben! Da kommt ein einziger sonniger Tag und schüttet alle Reichtümer in eine kleine Menschenseele, die nun beschwingt durch das All fliegt, die sich wie die Blume auf dem Felde oder wie die Krone des Baumes dem Lichte entgegndrägt. Und immer, zwischen weiten, öden Strecken kommt ein leuchtender Tag, der Dämmern, Nebel und Dunkel überstrahlt. Der tiefere Schatten gibt das hellere Licht und das hellere Licht gehört zu den ewigen Dingen.

Der Zoppoter Festspielgedanke

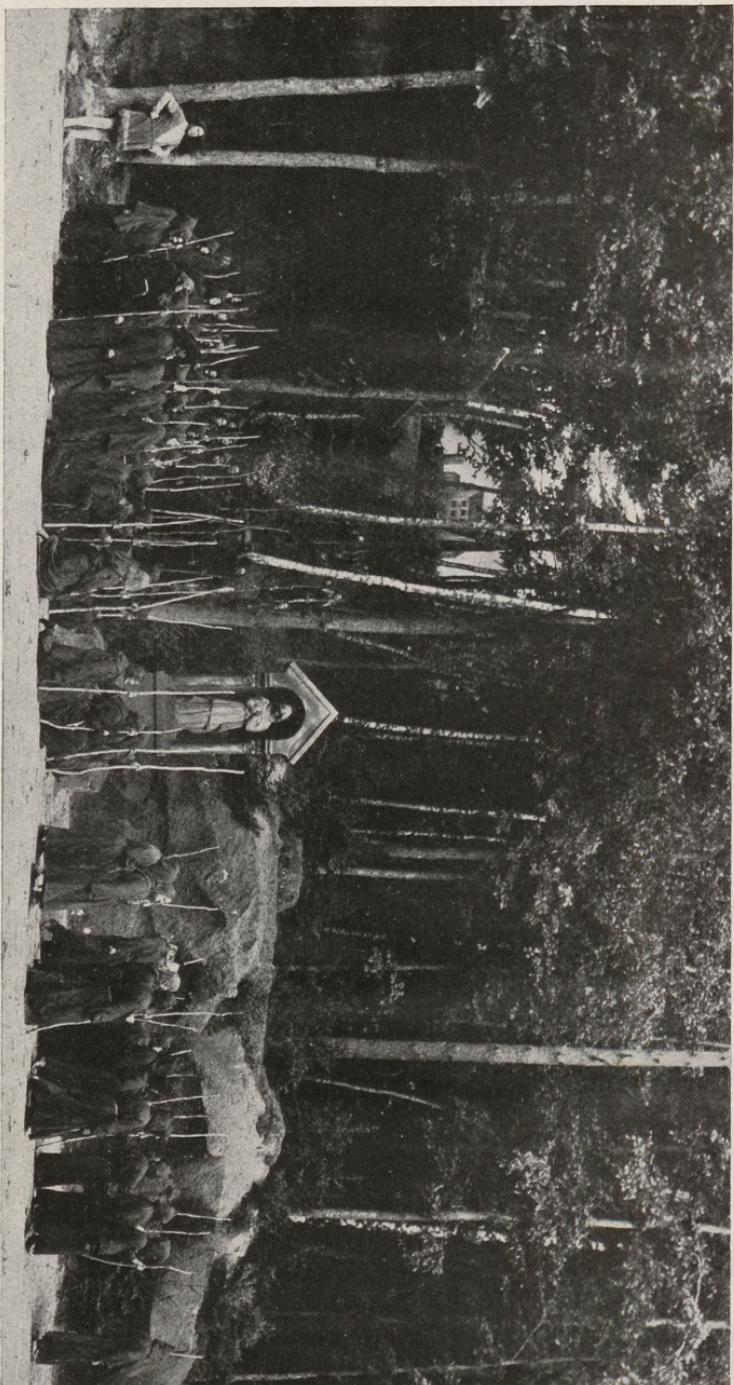
Von Dr. Max von Schillings

Musikdramatische Darbietungen in stilistisch geläuterter Form zu Festen für Geist und Herz der Hörer zu erheben, das war der Gedanke, den Richard Wagner nach heissem Ringen auf der Höhe seines Lebens zu verwirklichen vermocht hat. In Bayreuth wurde der Festspielgedanke zur Tat. Sie hat dem deutschen Bühnenleben starke Impulse verliehen, vielerorts äußerliche Nachahmung gefunden, da und dort aber auch zu ernster Nachreifung angespornt. Aber auch den ernstesten Bemühungen blieb die letzte Wirkung versagt, nicht zum mindesten, weil eine äußere Vorbedingung fehlte: Im Getriebe des städtischen Alltagslebens mit seiner zerstreuenden Fülle des Geschehens eine Stätte zu schaffen, die zur Sammlung und Erhebung, zur Lösung von den Sorgen der Seele einlvide wie auf dem Waldhügel vor Bayreuth jener schlichte Bau, der in stiller Größe derwartet, die künstlerische Erquickung suchen. —

Dieser Vorbedingung aber kann sich eine Kunststätte rühmen: im Zoppoter Walde erhebt sich zwar kein Bau in Stein und Eisen, aber ein unsichtbarer Tempel ist der Kunst dort geschaffen, eines Festspiels würdig, und wer dorthin mit williger Seele wandert, kann den Gedanken von Bayreuth erleben. Er ist dort lebendig geworden in einer Gestalt, die zwar den Schöpfern der Werke, die bisher dort zur Darstellung gelangten, nicht vorgeschwobt hat, für deren Berechtigung aber die mächtige Wirkung spricht, die sie auf viele Tausende ausgeübt hat. — Gewiß: die Verpflanzung eines Opernwerkes in ein Naturtheater weckt viele Bedenken ästhetischer Art und begegnet beträchtlichen Schwierigkeiten; aus dem vielen Für und Wider ergibt sich zwar, als nicht zu leugnen, daß gewisse „Kompromisse“ geschlossen, gewisse Voraussetzungen hingenommen werden müssen. Die Tatsache aber bleibt bestehen, daß auf der Naturbühne gerade für das musikalische Drama Wirkungen erreichbar sind, die keine geschlossene Bühne zu erzielen vermag, Täuschung und Wirklichkeit wundersam vermählend, die menschlichen Stimmen, das gesungene Wort veredelnd und verdeutlichend. Indem die Kunst der Natur entgegenkommt, erobert sie sich eine höhere Natürlichkeit, schafft sich einen besonderen Stil.

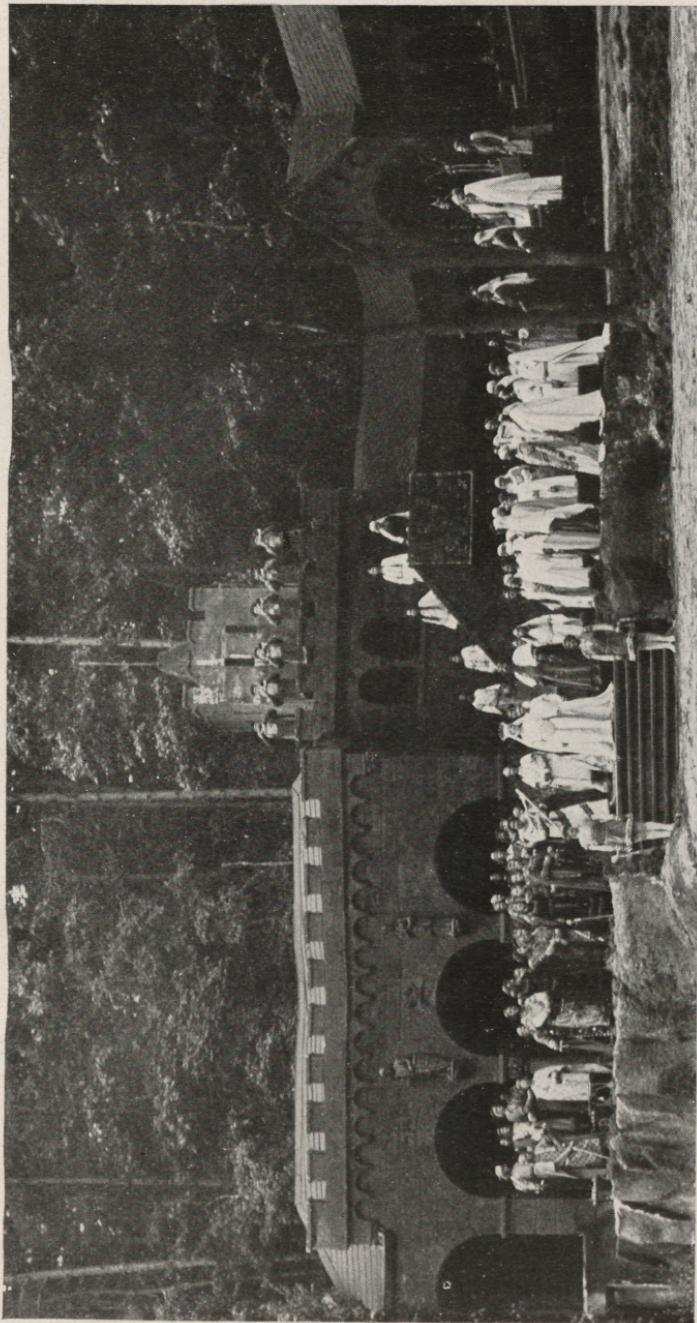
Dass gerade die Werke Wagners auf der Zoppoter Waldbühne den größten, zwingendsten Eindruck hinterlassen, beruht auf ihrer innerlichen Größe, die jede Art von monumentalner Projizierung zuläßt, letzten Endes aber auch auf dem innigen Verwobensein mit der Natur, deren Symbolisierung auf der „Kunstbühne“ stets nur ein Notbehelf bleiben muß. Deshalb ist zu hoffen und zu wünschen,





Richard-Wagner-Selbstspielen im Zoppoter Walde 1925: „Dammhäuser“

Musikalische Leitung: Prof. Dr. Max von Schillings — Sinfonische Leitung und Regie: Hermann Ober,
Zimmhäuser: Kammerfänger Jacques Iffius

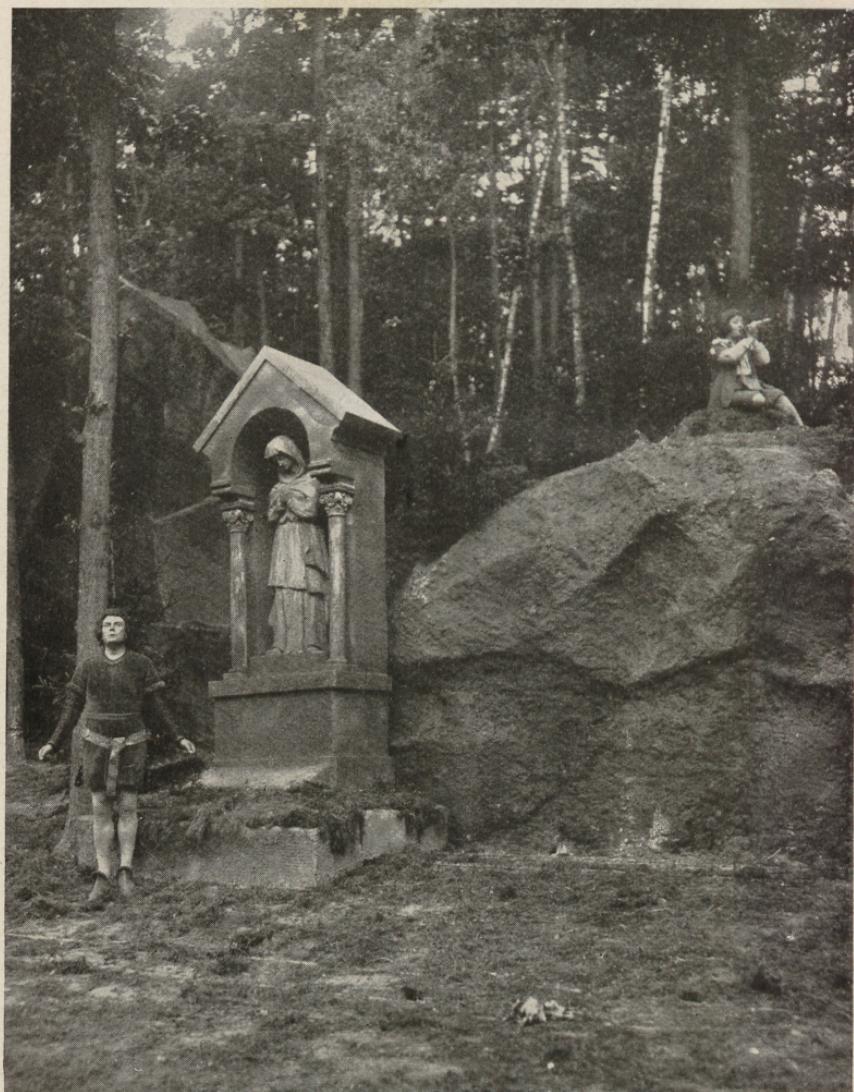


Richard-Wagner-Selbstspielen im Zoppoter Walde 1925: „Tannhäuser“

Musikalische Leitung: Prof. Dr. Max von Schillings — Rüftieterliche Leitung und Regie: Hermann Metz
Landgraf: Ritterfänger Otto Dolgets, Staatsoper Berlin — Elisabeth: Ritterfängerin Meta Einemeyer, Dresden — Wolfram: Herbert Janßen, Berlin

Tannhäuser: Ritterfänger Jaques Irtius

dass gerade diese Werke weiterhin — soweit sie nicht Schauplätze erfordern, die sich der Waldbühne verschließen — im Mittelpunkte



Richard-Wagner-Festspiele im Zoppoter Walde 1925: „Tannhäuser“

Musikalische Leitung: Prof. Dr. Max von Schillings

Künstlerische Leitung und Regie: Hermann Merz

Tannhäuser: Kammerfänger Rich. Schubert, Staatsoper Wien

Hirtenknafe: Hildegard Bieber-Baumann

der Bestrebungen der Zoppoter Festspiele stehen mögen. Mit der Größe und Schwierigkeit der Aufgaben und Probleme muss der Wille, die Tatkraft und der erfinderische Geist der leitenden Persön-

lichkeiten wachsen, denen die bisherige stetige Entwicklung des Unternehmens geschuldet wird. Dann wird die weitere Ausgestaltung dieser sommerlichen Kunstfeste auch fernerhin dafür Zeugnis ablegen, daß im Freistaat Danzig der Geist deutscher Kunstpflage lebendig bleibt, deren Zweck nicht materieller Gewinn und Zerstreuung, sondern Sammlung und Erhebung ist.

Der Ruf der Zoppoter Waldoper hat sich von Jahr zu Jahr in Deutschland weiter verbreitet. Der Ruf muß sich zum Ruhme steigern und die Kunstreunde müssen wissen, daß eine sommerliche Fahrt nach dem lieblichen Ort in der deutschen Ostgrenzmark neben heiterem Lebensgenuß auch ernstes, ja einzigartiges künstlerisches Erleben verbürgt.

Daher gilt es festzuhalten an dem Zoppoter Festspielgedanken.

Sprüche

Frauen ohne Kinder sind wie Blüten ohne Duft und Farbe. Sie versümmern im Schatten trocknen Erdbreichs.

*

Ein Kind ist wie ein Zaubertrieb, der ein neues Land mit weitem Blick im Seelenseelen der Frau auffächelt.

*

Könnte uns eine Macht des Himmels die reine, begeisternde Freude der ersten Kindheit erhalten, dann wären wir alle glücklichere Menschen.

*

Vom ersten Augenaufschlag an ist das Kind ein Wunder unerhörter Entwicklungen, Schöpfer, Künstler, Dichter, denn jedes Ding ist neu, muß erfaßt, begriffen, erlebt werden. Wer erkennt das Maß dieser unendlichen Größe, die hier zum Ausdruck gelangt!

*

Lebe aber allem aber steht die wärmende Sonne.

*

Den reinen Widerklang der Natur schenkt das Versenken und die Eingliederung in ihre Göttlichkeit.

*

Gott und die Natur! Nirgend fühlst du dich Gott und seiner Allmacht Gnade näher!

*

Vergiß nie die Stimme, die aus den Tiefen deiner Seele taucht und die dich unvermerkt ruft und an deines Lebens Tor pocht — wenn du sie überhörst, kein Wunsch und Wille, keine Sehnsucht kann die verlorene zurückerobern. Von ihr gehen die größten Entscheidungen des Lebens aus.

*

Sich vergessen im anderen ist Größe, ist besiegelnde Kraft, die allein nur Liebe schenken kann.

*

Was der Mensch gestaltet aus seinem Schicksal, zeigt seinen Wert.

Carl Lange

Herr Walther von der Vogelweide

Eine Minnephantasie von Karl Demmel

Und er ritt aus dem Thurgau, der Walter. Sah sich noch manches Mal wehmütig nach Schloß Vogelweide um, wodrüber die zackigen, grauen Alpenberge wuchsen. Da lachte der Morgen wie ein wunnigliches Himmelbett ganz in Blau. Da lachte auch die ewige Königin Sonne. Lachte sich in Walters Herz. Der zog seinen Hut vor dem Morgen, vor der Sonne; beugte lächelnd den Nacken, wenn er unter den Blütenbäumen an der Straße ritt. Und die Armut hatte Walters Pferd am Zügel. Die führte ihn ins Land der Donau.

„Will singen und sagen lernen bei euch Babenbergischen Herzögen drüber, bei dir, Meister Reinmar. Dichter will ich sein, du Herrgott der Seligkeiten droben. Denn wenn es keine Dichter gibt, wird dein Frühling nicht mehr so weiß leuchten. Ich will dein Priester der Schönheit werden, Herrgott!“

Und die Armut, die das Pferd am Zügel führte, zog das Gesicht in tiefe Sorgenfalten.

Walter sprach wieder für sich: „Ja, du Ewiger hinterm Himmelsblau, dein Bischof der Minne.“

Das Pferd schnob wohlig durch die Nüstern. Ein junges, wandernd' Pfäfflein kam aus der Blütenwiese. „Wohin, Herr Ritter!“

„Nach Wien, Herr!“

„Wollet Ihr mit?“

„Ja, nur bis zum dritten Kloster. Bin Kandidat der Theologie, doch ohne Pfründe, Herr Ritter.“

„Ja, ja,“ sagte Herr Walter, „das ist schwer, Herr Kandidatus. Aber seht den Frühling; Gottes Lächeln ist auf die Wiese gebreitet. Die Blumen sind Engelsaugen, der Bach die Gloriole der Marie. Hört zu, Herr Candidatus theologiae:

„Wenn die Blumen aus dem Grase dringen,
gleich als lachten sie empor zur Sonne,
am Morgen früh an einem Maientag.
Und so schön die kleinen Vöglein singen
in der besten Weise; welche Wonne
sich in ihrem Liede da vergleichen mag?
Es ist wohl halb ein Himmelreich!“

Der wandernde Theologe sah den Walter etwas bekloppen an: „Ihr seid ein Dichter, Herr Ritter; ist das von Euch erdacht. Ich glaube sicher.“

„Meint Ihr?“

„Bei Gott!“

„Na, dann hab' ich gutes Vertrauen zu mir bis Wien.“

Und beide kamen durch Dörfer und Städtchen. Man schaute ihnen kopfschüttelnd nach. Doch Herr Walter lachte; warf den blonden Lockenkopf keck zurück. Lachte den Mädchen am Brunnen ins Gesicht, die sich rotwerdend wandten. So wandte sich auch der Candidatus von den Mädchen ab und machte ein unnahbar, streng Gesicht: „Ihr bringt mich in Verwirrung, Herr . . .“

„Walter von der Vogelweide heißt ich.“

„Kenn' nur Euer Falkenschloß. — Ich geh' nun ab hier.“

Von drüben ragten die Klostertürme.

„Grüßt den Herrn Abt und gedenkt beim Weine eines Schluckles meiner. Wollet Ihr?“

Und der ging. Walter sprach ihm übermütig nach:

„Wenn voll Schönheit eine edle Maid,
wohl gesleidet und das Haupt geschmücket,
sich zu erfreuen unter Leute geht,
hochgemut in ihrer Frau'n Geleit,
und biswelsen züchtig um sich blicket,
der Sonn' bei Sternen gleich an Majestät.“

Der Kandidat wandte sich zurück: „Ein unzüchtig Lied, Herr Walter von der Vogelweide“, rief er.

„Gott hab' Euch selig selbander, Herr Theologe!“ Gab seinem Ross dann die Sporen und trabte lächelnd durch den weißen Frühling gen Wien.

*

Da waren Liebesmelodeien aus der goldenen Leier gezittert im Saal der Wiener Herzogsburg. Und die Herzogin sah Walter mit tiefen, wahren Augen an. Walter erkannte dies Leuchten darinnen. Und die Burgfrauen sahen heimlich auf den Vogelweider. Wühlten ihre schlanken Hände im Sinnen in Walters Blondhaar: „. . . ihn küssen, das was minniglich . . .!“

Jubelnder stieg sein Sang; der alte Reinmar, der nun schon tot unterm Rasenhügel lag, hatte Walter so singen gelehrt, daß er selbst auf ihn eifersüchtig wurde.

Der Rittersaal: ein Meer der Minne! Hinter den Schilden und Lanz'en verfingen sich die Worte des Vogelweiders.

Und die Herzogin sah Walter immer wieder mit tiefen, wahren Augen an . . .

Da eilte ein Ritter sporenklirrend in den Saal; verneigte sich vor der Herzogin, neigte auch sein Schwert: „Der Herzog, Euer hoher Gemahl, edle Frau, ist auf der Kreuzfahrt . . . gestorben!“

Der Ritter senkte das blasse Haupt; furchtbar war ihm diese Kunde geworden.

Die Herzogin sprang erregt auf: „Ihr lügt, Ritter!“

Der Ritter schüttelte das Haupt.

Der Saal wurde leer. Die Herzogin ging mit ihren Burgfrauen zu den Kemenaten.

Walter blieb allein; schlich betrübt zum Stuhl der Herzogin, riß vom Kerzenschleier um Reinmar ein Stück, umwand damit seine Lute und die Armlehne des Stuhles der Herzogin. Schlüpfte in das Polster des Stuhles.

Nun war sein Lied hier aus. Nahm sein Barett, ging schlürfenden Schrittes zur Tür; ging schwerfällig die steinerne Treppe in den Hof, durchs Portal, zum Kirchhof. Setzte sich am Hügel Reinmars nieder, streichelte den Efeu: „Mein Meister du, der Vogelweider hat hier ausgesungen, hörst du? Nun brauchst du nicht mehr eifersüchtig auf mich zu sein, Reinmar. Der neue Herzog liebt nicht der Minne Wesen und Sang.“ Setzte sich der Walter und schlug die Beine übereinander, stützte den Ellbogen aufs Knie und schmiegte in die Hand das frische Gesicht. Sah immer noch die tiefen Augen der Herzogin...

Der Tag hatte sein Leben zu Ende gelebt. Er schritt wieder zur Burg zurück. Der Herzog Leopold ließ ihm hier sagen, daß man in einem Trauerhause keinen Minnesang hören wolle.

Ja, ja, das wußte er.

Alles lag jetzt wie verlassen auf der Herzogsburg.

Er stürmte zurück in den Saal. Riß seine Leier los vom schwarzen Schleier, küßte die Armlehne des Stuhles der Herzogin. Holte seinen Gaul aus dem Stall.

Schwang sich in den Sattel. Der Torwart nickte dem Walter ein letztes Grüßen zu. Dann schloß sich das Portal. Dumpf rauschte der Regen vom Himmel jetzt.

Walter ritt den Berg hinab; ließ den Kopf hängen. Er erschrak: eine Rose flog dem Pferd zu Füßen.

Walter wandte sich; sah niemanden am Fenster stehen. Sprang vom Pferd und heftete die Rose in den Gürtel.

Da ward ihm der Abschied leichter und dennoch schwerer. Wer war der Rose Gärtnerin?

Die Herzogin?

Eine Burgfrau?

Einen letzten Blick warf Walter noch einmal zum hohen Herzogschor hinauf. Die Herzogin huschte vom Fenstervorhang

weg. Der Vogelweider sah sie nicht. Walter ritt einen einsamen Feldweg; sah vor sich die Türme von Wien. Sein Sinn klagte:

„Mir ist versperrt des Glückes Tor,
verwaistet stehe ich davor,
mir will durchaus nicht nützen all mein Klopfen,
wo wohl ein größer Wunder wär!
Rings strömt der Regen um mich her,
doch mir wird nicht zuseiß davon ein Tropfen.“

*

Die Magdeburger Domglocken hallten über das weihnachtliche Land. Im tiefen Schnee träumten die Wälder. Auf den niedrigen Dächern der Stadt lag die weiße Pracht. Und die Türme des Domes ragten stolz empor in den grauen Himmel. Vor dem Portal staute sich die Menge. Bürger und Bauern. Die Knechte des Kaisers Philipp und des Erzbischofs drängten die Neugierigen mit breitgehaltenen Spießen zurück.

Ein Unwilliger schimpfte zum Nachbar: „Nicht zu verstehen, daß die Knechte dem Staufer noch gehorchen, wo er ihnen keinen Sold geben kann.“

Und der andere erwiderte: „Das wird ihm noch der Welse zeigen. So dankt er's seinem Vater, dem Barbarossa, daß er alle Länder verhandelt, nur daß Geld in den Reichsbeutel kommt.“

Da mengte sich ein anderer zwischen: „Seid zu töricht, um dies zu verstehen, ihr Bürger. Warum gafft ihr dann noch hier und und erweist dem Kaiser die Reverenz? Aus Neugier? Schämt euch dessen, denn so tun es die Weiber.“

Das Portal zum Dom wurde da geöffnet: Der Hochaltar stand im Weihrauchdust. Blaues Licht glänzte matt; die Orgel brauste.

Nun kam der Zug des Kaisers. Philipp im Schmuck der Krone, die schon Karl der Große trug, hinter ihm Irene, die aus Griechenland stammte. Vor beiden schritt in kostbarer Stola der Magdeburger Erzbischof mit seinen Priestern. Die Menge fiel auf die Knie und bekreuzigte sich. Dann kamen unzählige Edelfrauen und -knaben; nun Ritter mit blanken Rüstungen und breitem Balmung, die ihre Burgen irgendwo in Sachsen oder Thüringen zu stehen hatten.

Unter ihnen der blonde Vogelweider mit ernstem Gesicht. Der treueste Vasall des Kaisers.

Der Dom füllte sich mit hunderten. Der Erzbischof las die Messe.

Draußen fiel neuer Schnee aufs Land. Und Walters Herz stammelte, während des Erzbischof das Evangelium von der Geburt des Herrn verkündete, Verse, Verse, die sich wie ein Bild eines altdeutschen Malers in seinem Herzen Raum schafften:

„Zu Magdeburg, am Tag, da unser Herr geboren
von einer Magd, die er zur Mutter sich erkoren,
ging König Philipp schön und tadelsohne.
Da gingen König, Kaisers Bruder, Kaisers Kind
in einem Kleid, wenngleich der Namen dreie sind:
Er trug des Reiches Szepter und die Krone.
Gemessnen Gangs schritt er daher.
Die hochgeborene Königin schritt hinterher,
Röß ohne Dorn, ein Täublein sonder Gallen.
Solch Zucht sah man nie anderswo:
Die Thüring' und die Sachsen dienten ihm dort so,
daß es den Weisen mußte wohlgefallen.“

Der Vogelweider war einem Bürgermädchen in Magdeburgs Gassen nachgegangen. Hatte es im Dämmern angesprochen. Ging im Gewand eines fremden Bürgers mit ihm an der Stadtmauer entlang. Das Mädchen fürchtete die Junge der Nachbarn, war aber auch stolz auf seinen blonden Mann.

In des Mädchens Augen waren Walters Lieder aufgewacht. Am Wartturm küßten sie sich. Der Mond deckte mit blassem Gesicht ihre Liebe zu.

„Wer bist du, blonder Mann?“

„Ein Mann aus Tirol, heißt Walter Ritter.“

Das glaub' ich nicht; jetzt fällt mir ein, daß ich dich im Geleite des Kaisers am Dom sah.“

„Du irrst, Mädchen!“

„Ich irre mich nicht. Schickt sich eine Bürgermagd für dich? Du wirst doch lachen über mich, wenn du wieder wegreitest.“

„Ich werde deine Augen nie vergessen, Maid.“

Walter riß das Mädchen noch einmal an seine Brust, und dann schieden sie. Er rief ihr nach: „Einen Kranz will ich um dich flechten!“

Durch den Schnee der Giebelgassen dichtete der Vogelweider ein minniglich Lied. Im Schloß saß er beim traurigen Licht, malte ungeschickt auf pergamentenem Bogen das Lied, das er am Abend den Burgfrauen auf der Magdeburg singen wollte. Das Herzblut führte ihm die Hand, die schrieb:

„Nehmt, Fraue, diesen Kranz“.
Hab' ich einer schönen Maid gesagt.
So zieret ihr den Tanz
mit den schönen Blumen, die am Haupt ihr tragt.
Hätt' ich viel Gold und Edelsteine,
müßt es auf Eu'r Haupt:
Holde Fraue, glaubt,
daß ich es treulich mit Euch meine.“

Und wieder quer durch Deutschland war Walter in die Lombardei gekommen. Hatte damals auf der Wartburg wacker mitgestritten gegen Wolfram vom Eschenbach. Hatte mit dem Gerhard Aße, dem Witzbold des thüringischen Landgrafen, einen Streit gehabt, der des Walters Roß tötete dafür, weil ihn ein Roß vor Jahren in den Finger biß. Dafür mußte Walters Roß leiden, da es, wie der Aß meinte, mit jenem Pferde verwandt sein sollte.

Geld und Kleider warf man dem Walter mildtätig zu zum Lohn, oder man wies ihn barsch ab, wo man keinen Gesang möchte.

Ohne Heimat war der Walter; viel Frauen sehnten sich nach ihm, aber kein Weib hing als Gattin an seinem Halse.

Trat nun als wandernder Sänger in die Stube der fremden Gäste des lombardischen Klosters. Da saßen Ritter und Mönche zusammen. Politisierten. Schalteten auf den deutschen Kaiser. Lobten den Papst Innozenz. Walter warf sein Barett achtlos in die Ecke. Bekreuzigte sich vor dem Pater, der ihm den Gasttrunk brachte.

Eine Kanne mit Wasser.

Die anderen saßen beim Wein.

Das war welsche Art!

Man kehrte sich nicht um den Vogelweider; schimpfte wieder auf den Kaiser und die deutschen Fürsten.

Walter klopfte das Herz: „Erlaubt, ihr Herren, daß ich ein Wort zu eurem Schimpfen sage. Ihr tut Unrecht. Kennt ihr den Kaiser? Kennt ihr Deutschland? Kennt ihr den Papst?“

Der Abt brummelte nur, daß er ihn in der ewigen Stadt sah.

„Ihr wißt nicht, wie manches sich durch Zeit gestaltet. Ich dient' dem Kaiser, bin ein Sänger, ihr Herren; erlaubt, daß ich euch künde von dem, was ich sah in Deutschland.“

Die Ritter murmelten; doch der Abt bat um Stillesein, und Walter riß erregt seine Leier und sang:

„Lande hab ich viel gesehen,
mit den besten ward ich gern bekannt;
Böses müßte mir geschehen,
wenn sich dahin je mein Herz gewandt,
daß ihm wohl gefallen
köönne fremde Güte.
Und was hülß es mir, wenn ich für Falsches stritte?
Deutsche Zucht geht vor in allen.“

Der Ritter warf dem Vogelweider achtlos einige Silberlinge hinüber. Walter warf sie zurück. „Dank's Euch der Herrgott,“ rief er, „und Ihr, Herr Abt, lasset Euch das Wasser gut bekommen für eure Dicke. Da steht es unangerührt. Sollt wissen, wer ich bin, der Walter von der Vogelweide!“

Der Abt bekreuzigte sich: „Bruder, weist dem Vaganten da die Tür, der überall unsren Papst beschimpfte. Walter drehte sich in Tür herum: „Offenheit ist deutsch, ihr Herren!“ Und ging.

Ritt dann heimwärts ins deutsche Land. . .

*

Die Mönche haben den weltmüden Minnesänger im Kreuzgang des Münsters zu Würzburg zur Ruhe bestattet. Legten auf seinen Leichnam seine Leier; senkten alles in die kühle Gruft. Die dumpfen Domglocken weinten ins Frankenland. Rosen und Vogellieder blühten um seinen Grabstein. Eine Nachtigall kam an vergoldeten Sommerabenden und pfiff die Lieder ihres Meisters nach zum Dank für sein Testament:

„Vier Löcher höhlet in meinen Stein,
und senkt darin vier Trögelein
und schüttet Wasser und Körner ein
für meine lieben Vöglein.“

Und die anderen Sänger auf den Burgen klagten um ihn. Der Wald war ohne Rauschen, die Blumen ohne Duft, der Himmel ohne Blau, die Herzen ohne Minne. Und so zitterte die Leier des Hugo von Trimberg:

Herr Walther von der Vogelweide
wer des vergaet, der taet mir leide.“

Burschen vom Niederrhein

Garibaldi und die Kuh

Von Heinrich Lersch

Es war schon spät im Herbst, und Garibaldi hatte sein Feld noch nicht gepflügt. Ein Pferd lieh ihm niemand von den Nachbarn, denn er hatte wieder einmal alles Hab und Gut vertan. Lieh man ihm in diesen Tagen ein Pferd, so fing er damit einen Handel an, und wie der endete, das konnte keiner wissen.

So holte er seine letzte Kuh aus dem Stall, spannte sie ein und gab sich ans Pflügen.

Als er mit dem ersten Morgen fertig war, taumelte das arme Tier vor Müdigkeit. Er hatte sie allzu scharf im Trab gehen lassen, nun ging es ihm zu langsam. Als sie den Pflug nun bis ans Ende des Stücks geschleppt hatte, fiel sie um.

„Du armes Tier,“ sagte Garibaldi, „ich kann dich nicht länger leiden sehen, warte.“

Er holte auf dem Kleefeld einen Arm voll Futter, ließ sie das fressen, schärfe indessen auf dem Stiefelschaft sein Taschenmesser, wartete bis sie satt war und schnitt ihr dann den Hals ab.

Atelierbesuche bei Danziger Malern^{*)}

Von Wolfgang Federau

Die nachfolgenden kurzen Aussätze stellen weder eine Abhandlung über die Gesamtheit der in Danzig als Maler wirkenden Künstler dar, noch erheben sie den Anspruch, als allgemein-gültige Kritik des Geschaffenen zu gelten. Sie beabsichtigen vielmehr, lediglich einen zwar persönlichen, immerhin möglichst objektiven Eindruck von Wesen, Wirken und Art einiger dieser Maler zu vermitteln und auf die starken Kräfte hinzudeuten, die hier im Osten sich durchzusehen beginnen. Dem freundlichen Zufalle, der mir die Möglichkeit bot, einen Blick in die eine oder die andere Künstlerwerkstatt zu werfen, ist dabei weitester Spielraum gelassen worden. Es sei deshalb nochmals darauf hingewiesen, daß diese Plaudereien nur einen Ausschnitt bieten von dem, was an künstlerischem Schaffen, Willen und Können heute in Danzig lebt. Wie leicht dieser Ausschnitt sich erweitern und vertiefen ließe, dies zu beweisen nenne ich nur zwei Namen: Professor Pfuhle und Berthold Hellingrath.

Paul Dannowsky

Das Porträt und der Akt sind die eigentliche Domäne von Dannowsky, der, ein eingefleischter und überzeugter Expressionist, fast gierig jede Gelegenheit ergreift, die es ihm ermöglicht, das Spiel des Lichtes auf der warmen, nackten Menschenhaut und die wunderlichen Reflexe, die bei wechselseitiger Durchdringung verschiedenster Farben sich ergeben, künstlerisch zu bewältigen. Noch jung, hat er das Glück gehabt, im Kriege, schon gegen Ende des Feldzuges, nach Dalmatien zu kommen, wo ihm im Zauber einer südlicheren Sonne die Augen aufgegangen sein mögen für die Wunder des Lichtes und der Farbe. Daß er trotzdem nicht Landschäfer wurde, mutet zunächst fast seltsam an und erklärt sich eher durch eine angeborene Neigung als aus Erlebnis und persönlicher Erfahrung.

Dannowsky ist kein Maler, der an der Ueberfülle der Phantasie und des inneren Schauens verbrennt; so schafft er selten Kompositionen, und wenn er sie doch beginnt, führt er sie häufig nicht zu Ende. Er betrachtet Welt und Menschheit mit sehr klaren Künstleraugen, er bedarf weder der erdichtenden Konstruktion von Situationen noch der zusammenklingenden Gestaltung von Geschehnissen und Ereignissen, um seinem Kunstwillen Genüge zu tun.

Was Dannowsky braucht, ist die Natur, oder, enger gefaßt, der Mensch als Objekt, als Teil der Natur, an dem sich Licht und

^{*)} Im Almanach der Ostdeutschen Monatshäfte 1926 erscheint ein reichbebildeter Beitrag Dr. Brattskovens über Danziger Maler. Die Schriftleitung.

Schatten und Farbe auswirken, irgendwie dunkel beeinflußt, durchglüht und von innen her geformt und erhellt vom Charakter, Willen, Temperament. Letzteres erscheint wichtig für die Beurteilung dieses Malers, der weniger mit Phantasie, als vielmehr mit feinster Intuition unter die Oberfläche dringt und von innen her jene Belebung der Materie herauersholt, die seinen Porträts ihre besondere Note, ihr „seelisches“ Gepräge verleiht. Weil er auf der Epidermis, auf dem von außen Sichtbaren das von innen Durchbrechende und Hervorleuchtende malt, ist er also doch kein flacher Realist, der am Greifbaren klammert. Eigenes Schauen und Wollen, das gern das Allgemeine und Alltägliche eines Menschenangesichts durch einen leisen Stich ins Groteske verändert, heraushebt und typisiert, hat zur Folge, daß seinen Porträts ein besonderer Zug eignet, der sie zu Wichtigerem macht — wenigstens dort, wo der Maler sich ganz ausleben kann, ohne die Wünsche der Käufer und Besteller berücksichtigen zu müssen — als zu dem bloß technisch einwandfreien und denkbar ähnlichen Abbild des Lebendigen und leicht Feststellbaren.

In seinem schönen, hellen Atelier draußen am Bischofsberg hängt ein Porträt des Architekten B., welches das eben Gesagte vielleicht am deutlichsten beleuchtet. Das Antlitz, dessen fahler, fast müder Fleischton sich stark und betont aus dem dunklen Hintergrunde dem Beschauer entgegenhebt, erweckt deutlichst den Eindruck, daß hier Seele des Menschen und Wille des Künstlers sich im Werk zu erstaunlicher Harmonie zusammengefunden haben, wie denn auch hier aufs klar wird, daß ein wahrhaft gutes Porträt denkbar ist nur, wenn der Künstler sein Modell durch lange Zeit hindurch eingehend genug kennt — es sei denn, daß mangelnde Erfahrung durch geniales Hellsehen des Malers ersetzt wird. Solches freilich ist sehr selten.

Die selten große Selbstkritik, mit welcher Dannowsky seinen eigenen Arbeiten entgegentritt, hat ihn bewogen, von Zeit zu Zeit seine früheren Arbeiten zu sichten und Ueberholtes mit einer Rücksichtslosigkeit auszusieben, der sicher manches an sich Wertvolle zum Opfer gefallen ist. Was verbleibt, genügt, um festzustellen, daß der Maler sich mit immer neuem, nie ermattendem Elan auf die Probleme wirft, deren Lösung und Bewältigung seine Kraft und sein künstlerisches Empfinden reizen. So ist es schwer, bestimmte Entwicklungslinien und Herkünfte aufzudecken, schwerer noch, Richtung und Ziel für die Zukunft dieses noch am Anfange seiner Laufbahn stehenden Künstlers mit einiger Wahrscheinlichkeit vorauszusagen. Betrachtet man das „Bildnis der Frau von Sch.“, demgegenüber das Pastell des „Fräulein E.“ bei aller technischen Raffinesse doch

bloß eine Konzession ist, wirft man andererseits einen Blick auf die zahlreichen Aktstudien — die, wenn gezeichnet, durch die Kraft und Exaktheit der Linienführung, wenn als Aquarelle auftretend, durch das musikalische Einfühlen in die Harmonie der Farben und den Zusammenklang der Töne überraschen —, so werden einem die vielseitigen Möglichkeiten dieses Künstlers offensichtlich. Ein größeres Gemälde von fast kompositionellem Charakter — Frau am Fenster mit dem Maler — ließe einige Schlüsse zu. Maßgebliches freilich würde sich erst sagen lassen, wenn Dannowsky, frei von der Notwendigkeit verdienen zu müssen, einige Jahre völlig konzessionslos schaffen könnte.

Albert Lipczinski

Es ist ein bedenkliches Zeichen für die Trägheit des Geistes in weiten Kreisen der Danziger Bevölkerung, daß alles, was irgendwie mit Kunst zusammenhängt, sich hier so schwer und mühsam durchsetzt — oder auch, an dem zähen Widerstand unendlicher Gleichgültigkeit sich zwecklos aufreibend, vor der Zeit und am Wegrande zusammenbricht. Das beweist sich auch schon rein äußerlich. Es gibt nur wenige bildende Künstler in Danzig, die auf Verständnis und Förderung seitens der Öffentlichkeit rechnen können. Und wer dennoch einigen Erfolg hat und etwas festen Boden unter den Füßen zu spüren bekommt, der verdankt es zum Teil einer gewissen Vorsicht und Zurückhaltung in der Wahl seiner technischen Ausdrucksmittel, zum anderen einer bestimmten Nuance in seiner Arbeit, die ihn auf ein nicht allzu revolutionäres Wollen einschränkt.

Daß Lipczinskis Bilder, wie man hört, gern gekauft werden, spräche nicht ohne weiteres für den Maler. Da seine Bilder aber gut sind, spricht diese Tatsache für den Danziger Kunstmäzen, wird erklärlich freilich auch nur, weil dieser Künstler, der jetzt in der Reife seiner Manneskraft steht, überwiegend Porträts malt. Von dem Porträt verlangt der Käufer, daß es in erster Linie ähnlich sei. Die künstlerischen Vorzüge, die Farbenharmonien und die räumliche Durchdenkung des Bildes, das Kompositionelle sozusagen, zieht er kaum oder gar nicht, auf alle Fälle erst in zweiter Linie in den Kreis seiner Betrachtungen. Der Porträthähnlichkeit verdankt Lipczinski seine äußersten Erfolge, erst der objektive Betrachter, der diese Porträts betrachtet ohne die Menschen, welche sie darstellen, zu kennen, verfährt bei seinem Urteil in der umgekehrten Reihenfolge.

Der erste Eindruck, den man beim Betreten von Lipczinskis Atelier bekommt — er hat ein sehr bescheidenes und kleines Atelier irgendwo in Zoppot, wie die meisten Genossen seiner Zunft — dieser erste Eindruck ist der eines unheimlichen Fleisches. Die

Wände sind bedeckt mit Bildern, so daß man von der Tapete nichts mehr sieht, in den Ecken liegen und stehen sie auf- und nebeneinander, im Treppenhaus geleiten sie einen hinunter bis an die Haustür, das sind nur die gerahmten Werke, was als lose Blätter in den Mappen aufeinander gehäuft ist und in den Salons und „guten Stuben“ der wohlhabenden Käufer herumhängt, entzieht sich naturgemäß jeder Schätzung. Man begnügt sich gern mit dem Zugänglichen, das durch seine Fülle beinahe schon erdrückt.

Ein Bild fällt sofort ins Auge — das lebensgroße Porträt einer aus Danzig stammenden Sängerin. Prachtvoll hebt sich das leuchtende Lilablau des Sammetkleides von dem matt-schimmernden zarten Weiß der Haut, von diesen so sehr lebendig und etwas sinnlich aufgefaßten, edel geformten nackten Armen ab, die der schwere weiche Stoff fast zärtlich umkost. Vielleicht wirkt der rassige, von dunklen Locken gekrönte Kopf noch etwas leer, das Ganze ein wenig posiert, gestellt — in einem Profil derselben Dame ist alles in lachendes, leuchtendes, unbefangenes und unbeobachtetes Leben umgedeutet. Was bei dem ersten Bilde sich in herben und geschlossenen Linien, in großen, flächigen Farben aufdrängt, ist bereits bei einem anderen „Dame in Weiß“ ganz in duftige Licht- und Farbtupfen aufgelöst. Dieses Porträt, im Atelier gemalt, vereinigt in gewissem Sinne die Vorzüge des in vielen Sitzungen durch sorgsame Beobachtung Entstandenen mit der Lustigkeit und Leichtigkeit eines *plein-air*-Bildes. Ueberhaupt — an den Freilichtarbeiten, diesem Prüfstein jeglichen Malertalents, erweist sich das große Können dieses Malers und seine Beherrschung der Technik. Da ist irgendein kleines Mädel, ganz in Sonne gebadet — wie Gold liegt das Licht auf dem blonden Haar, die Augen lachen dem Beschauer aus dem gesunden, gebräunten Antlitz entgegen — das alles ist so meisterhaft und lebendig aufgefaßt, so sicher und klar hingesezt, daß man seine Freude daran haben kann. Oder eine Partie aus dem Schloßgarten in Oliva — zuweilen malt Lipczinski eben auch Landschaften! — so ein wehmütiger Herbsttag, wo man nicht weiß, ob man lachen oder weinen soll, alles voller Sonne und voll der bunten Farben roter, brauner und gelber Blätter, diese Farbflecke in einer wunderbaren Symphonie zusammenklingend. Oder schließlich ein Stilleben, ein paar Ranken der tief violetten Clematis, zögernd und behutsam aus einem rostroten Krug sich hinaufrankend, Farbenzusammenklänge von fast raffinierter Gegenüberstellung.

Vor vielen anderen Danziger Malern hat Lipczinski dies eine voraus, daß er lange Zeit im Auslande war, daß er viel gesehen hat und sich mancherlei Winde um die Ohren wehen, viele Richtungen vor seinen immer groß offenen Augen vorbeiziehen ließ, und das ist ein nie hoch genug einzuschätzender Vorteil.

Lipczinski besitzt noch einige Bilder aus der früheren englischen Zeit — er hat mehr als ein Jahrzehnt in England gelebt —, die nicht nur um ihres Eigenwertes willen, sondern auch als Zeichen seiner Entwicklung und seines künstlerischen Empfindens, der Wandlung seiner Betrachtungsweise besondere Beachtung verdienen. Früh hat sich in ihm das Formale, rein zeichnerische Talent geregt und ein stark ausgeprägter Sinn für Verkürzungen. Sein Verhältnis zu den Farben war in den jüngeren Jahren natürlich ein grundsätzlich anderes. Da ist das Bild eines jungen Engländer, eines Malers: aus dem dunklen Hintergrund wächst das Antlitz, die Hand in warmen, fast bronzenen Tönen heraus. Stellt man das Bildnis Kreisels aus der neuesten Zeit gegenüber, drängen die Unterschiede sich deutlich genug dem Beschauer auf. Ein nacktes Mädchen vor dem Spiegel, aus derselben Periode voraussichtlich, zeigt noch deutlicher die damalige Auffassung unseres Künstlers. Diese zarte, ins Brünette gehende Haut, durch die das Blut dunkel hindurchzuleuchten scheint, die ganze Konstruktion, ein ganz leiser Stich ins Süße lassen kaum noch eine Verbindung mit der heutigen Auffassung desselben Malers auffinden.

Trotzdem hat sich Lipczinski gerade und zielstrebig entwickelt, ohne viele Sprünge, ohne Experimente. Ein Gemälde „Der Trinker“, humorvoll in der Idee und prächtig in den Farben, scheint mir schon die Wende zu dem Maler von heute zu bedeuten. Jedenfalls weiß der Künstler, was er will, und das ist mehr wert als alles Suchen und Tasten anderer — mit dem Umfang seines Könnens ermisst er auch die Grenzen dieses Talents, die nicht eng gezogen sind und uns voller Hoffnung lassen.

Bruno Paetsch

Paetsch steht heute in der Mitte seines Schaffens, seiner Kraft bewußt und auch bewußt seines Ziels, seines Willens. Er brüstet sich nicht mit ersterer und spricht kaum über die Ziele. Aber sein Werk redet bereits heute eine deutliche und eindringliche Sprache. Ganz zusammengeballte Energie, körperlich vielleicht nicht der Stärkste, trotzdem mit stierndägiger Beharrlichkeit sich weiterkämpfend und vorwärtsstrebend, ringt er zäh und ohne Ermüdung um die Probleme, deren Lösung ihn reizt. Fern allem Pathos, eignet ihm jene große Gesten, die im leichten eben mehr ist als Richtung und von der Manier völlig unangekränkelt bleibt.

So mag in nicht zu ferner Zeit der Augenblick kommen, da man Bruno Paetsch nennen und kennen wird als den Danziger Maler schlechthin. Trotzdem er keine Frauengassen, Krantore und Marienkirchen malt, trotzdem er die geistige Struktur der Be-

völkerung Danzigs erträgt und ihre Menschen vielleicht ebenso haßt, wie er die unvergängliche Schönheit dieser Stadt mit glühender Seele liebt. Wird er, was er zu werden verspricht, so mag ihm der Dank und die Liebe der Menschen draußen im Reich mindestens ebenso wertvoll sein, wie die Verständnislosigkeit der engeren Heimat ihn erbittern könnte.

Paetschs Atelier liegt neben dem von Dannowsky — dies sind die einzigen und, wie man zugeben wird, sehr äußerlichen Beziehungen, die zwischen diesen beiden Malern in künstlerischer Hinsicht bestehen. Was das Werk anbelangt, so gibt es keine Brücke von Paetsch zu Dannowsky, wie es auch keine von Paetsch zu Lipczinski oder zu Zeuner oder gar zu Zellmann gibt. Dies sagt nichts gegen die Letztgenannten, doch spricht es sehr viel für Paetsch, der in jeder Hinsicht ein Künstler von besonderem Format ist.

Von besonderem Format, das bedeutet in diesem Sinne und Zusammenhange ohne besondere Richtung, auf die er eingeschworen wäre. Alle die zahllosen „Ismen“ verlieren vor seinen Gemälden ihre wertende und rubrizierende Bedeutung. Darum ist es — Gott sei Dank! — schwer, ja fast unmöglich, diesen Künstler irgendwie einzuordnen und zu klassifizieren, trotzdem er natürlich wie jeder Mensch auf den Schultern derer steht, die vor ihm waren. Aber wie er das Ueberkommene benutzt, wie er es assimiliert und, durchglüht von dem Feuer seines persönlichen künstlerischen Temperaments, umschmilzt und in veränderter Form gestaltend wieder gibt, ist für die Art seines Schaffens und für dieses Werk selbst bedeutungsvoll und maßgeblich.

Ganz im Gegensatz zu Dannowsky interessiert Paetsch das Porträt nur in bedingtem Umfange. Er hat auch Porträts gemalt, natürlich, und ich sah in seinem Atelier einige sehr gute; so ein Bildnis seines Bruders und einige Damenporträts, die durchaus originell und in Farbe und Auffassung von großer Eigenart sind. Dennoch empfindet der Beschauer, daß sich der Maler in diesen Bildnissen nicht respektlos ausgewirkt hat, vielleicht weil ihm der Vorwurf, das Objekt als solches, die Möglichkeit versagte, seinen Ideen darin völlig nachzuleben. Jedenfalls treten sie völlig zurück gegenüber den umfangreichen Werken kompositioneller Art, von denen eines, mir fast das Liebste, die „Familie“, den Blick jedes Eintretenden sofort mit unwiderstehlicher Kraft an sich reißt. Dies Gemälde erweist aufs deutlichste, mit welch sicherem künstlerischen Instinkt Paetsch das schwierige Problem der Raumaufteilung meistert, wie glänzend er die Konturen mit eigenem Leben beseelt, ganz zu schweigen von dem reinen Stimmungsgehalt des Bildes, dessen Gestalter von der Frührenaissance ebenso gelernt hat wie etwa von

der Romantik, ohne doch in seelenlose Nachahmung zu verfallen. Schweift das Auge von hier hinüber nach der anderen Wand, so fällt es auf das ganz in den leuchtenden Farben der linken Seite des Spektrums gehaltene Gemälde „Die Badenden“ und erkennt mit Staunen die Wandelbarkeit des Geistes, der sich hier auswirkt. Die „Kahnhafahrer“, jenes Gemälde, das schon auf der letzten Danziger Ausstellung Bewunderer und Freunde gewann, war im Atelier leider nicht mehr zu entdecken.

Paetsch zeigte zum Schluß eine Reihe von Lithographien — Probeabzüge — von Illustrationen zu Shakespeares „König Lear“ und „Sommernachtstraum“, die eine außerordentlich feine Empfühlung in die Ideenwelt des Dichters und eine seltene Fähigkeit des zeichnerischen Gestaltens verrieten. Diese Lithographien werden in Kürze vom Imago-Verlag in Mappenform herausgebracht werden und dürfen dazu beitragen, Paetsch auch im weiteren Vaterlande so bekanntzumachen, wie es seinem Können und seiner Bedeutung unter den Schaffenden unserer Zeit entspricht.

Robert Zeuner

Es ist symptomatisch für die wenigen Danziger Maler von einem Wert, die wir besitzen, daß sie mit ihrem Atelier, ihrer Künstlerwerkstatt, immer mehr aus dem engen Raum der alten Hansestadt hinausdrängen nach den Vororten, nach Langfuhr, oder besser nach Oliva und Zoppot. Denn schließlich ist der Wunsch verständlich, der Natur — und wer möchte leugnen, daß wir in unserer Bucht über ein mit Schönheit gesegnetes Stück Heimat erfügen? — näher zu sein. Gewiß ist auch Danzig reich, überreich an malerischen Motiven. Doch man wird es mäßiglich ein wenig satt, sein Auge immer nur mit dem Anblick des Krantors, der Marienkirche, der Brotbänken- oder der Frauengasse zu füllen. Man sehnt sich als Künstler und als Kunstmäzen ab und an heftiger nach dieser bunten, schönen Landschaft, in der so sichtbarlich wie in den steinernen Denkmälern einer vergangenen Epoche das große Herz der mütterlichen, deutschen Erde klopft.

Eine breite Wand des Zeunerschen Ateliers ist mit Aquarellen bedeckt. Hügel und Wald, die wechselnden Stimmungen des Meeres, Strand, Düne, Fischerdorf und die verschwiegene Heimlichkeit eines abgelegenen, grünbuschigen Talgrundes finden da ihre künstlerische Neugestaltung. Dies bedeutet bei Zeuner wie bei jedem Maler mit schöpferischem Willen die Umdeutung des von Natur Gegebenen, nicht an sich Künstlerischen, in das Besondere, unter Fortlassung des rein Zufälligen und Nebensächlichen. So hebt Zeuner das in der

Natur Versteckte heraus zu einer neuen und besonderen Körperlichkeit und seine Landschaften schwingen in einem persönlichen, eigenartigen Rhythmus. Er arbeitet nicht mehr mit Tönen, sondern mit Farben und bedient sich auch der Dissonanzen, wenn er glaubt, sie nicht entbehren zu können. Da ist alles voller Lust und Ferne und Flimmern, und ich entsinne mich eines Bildes, irgendein paar Häuser, in die grün und dunkelstehende Landschaft hingeduckt und doch mit ihren grellen, gelben Wänden und roten Dächern sich hervorhebend und aus dem Bilde heraustretend zu einem neuen, wunderlichen Leben.

Zeuner ist, wie seine Landschaftsaquarelle lehren, auf langen Umwegen zu seiner heutigen Technik und seiner jetzigen künstlerischen Auffassung gelangt. Und zuweilen macht sich eine leise Kluft zwischen seinem Kunstwillen und dem Werk selbst sichtbar — man glaubt zu spüren, daß da die Kraft beim ersten Anlauf eben noch nicht gelangt hat. Aber gerade diese mancherlei Wandlungen, diese deutlich sichtbaren Stationen erweisen auch seine Entwicklungsfähigkeit und lassen erhoffen, daß er immer neueren und immer höheren Zielen nachstreben wird, wenn nur sein Fleiß seinem Willen und Wünschen die Wage hält. Zeuner hat da einige Kompositionen in Öl „Aufgang zur Burg“, „Verkündigung“ und die einstweilen nur als Kohleskizze vorhandenen „Mädchen am Quell“, die mir anzudeuten scheinen, wie stark er bereits wieder innerlich mit neuen Problemen und Ausdrucksmöglichkeiten ringt.

Eine ähnliche Entwicklung wie der Landschaftsmaler scheint auch der Porträtmaler Zeuner durchgemacht zu haben. Stillstand, Festhalten an dem einmal Erreichten ist ihm fremd, und es gibt kaum eine wertvollere Feststellung für einen Künstler. Beschränkte er in älteren Porträts seinen Ehrgeiz auf die Erreichung der größtmöglichen Ähnlichkeit bei einigermaßen malerischer Wirkung und leichter Abdämpfung alles Harten und Unerfreulichen — was ihn mit der Zeit vielleicht zu einem beliebten „Hausmaler“ bürgerlicher Anspruchslosigkeit gemacht hätte —, so bemüht er sich in den letzten Jahren immer eifriger und glühender, das zu erfassen, was versteckt und verhüllt unter der glatten Maske des Antlitzes als heimliche Regung der Seele lebt. Mit reifendem Alter kommt ihm bei diesem Bestreben wachsende Menschenkenntnis zu Hilfe. So ist sein Selbstporträt aus jüngster Zeit, so das Porträt des Fräulein K., so schließlich auch das prachtvolle, noch nicht völlig beendete lebensgroße Bild seiner Gattin mit ihrem Kinde Ausdruck einer Idee zugleich und Porträt, darüber hinaus aber die Erfassung eines typischen und allgemein-gültigen Temperaments in seiner jeweils besonderen körperlichen Erscheinungsform.

Julius Karl Zellmann

Es gibt keine Kunst ohne die Kraft und ohne den Glauben. Man kann ein großer Künstler sein und wird schließlich doch im Kunstgewerbe steckenbleiben — wenn man wohl den Willen hat, aber nicht den Glauben ans Ziel, wenn man der Kraft entbehrt, die nötig ist, überkommene Fesseln und Bindungen zu zerreißen. Alles wahrhaft künstlerische Schaffen erwächst aus einer inneren Ladung und Durchblutung mit Problemen, die irgendwie, eruptiv, jäh, hemmungslos hervorbrechen.

Unter allen in Danzig schaffenden Malern erscheint mir Zellmann fast der einzige zu sein, der seine Kunst leidet wie ein Schicksal — und den sie trägt wie ein Schicksal. Der sich auf Leinwand und Papier austobt mit dem ganzen, herrlichen Temperament einer ungebrochenen, blühenden Jugend, und dessen Bilder dem Beschauer nur immer das einzige Wort ihres Erzeugers wiederholen: „Hier stehe ich, hier bin ich — ich kann nicht anders. So nimm mich, wie ich bin!“ Der mit einer Richtung, einem „Ismus“ nicht erfaßt wird, weil er keine andere Richtung kennt als diejenige, die ihn sein Inneres, sein eigenstes Ich weist, der modern und Expressionist ist aus Zufall, weil dies seinem Wesen entspricht, nicht weil ihm bewußte Überlegung diesen Weg gewiesen hat. Der raffiniert wirkt, weil er so gänzlich naiv ist, der die Alten liebt, ohne sie nachzuahmen, und der den Großen unter den Modernen verwandt und nahe ist, ohne ihnen zu verfallen.

Auf der Nordseite des Olivaer Schlosses hat Zellmann Wohnung und Atelier — einen riesig großen, lichten Raum, der in seiner gewaltigen Ausdehnung fast leer erscheint. Als ich dort das erstmal vor einigen seiner Bilder stand — er hat meist nur wenige Werke, die er vorweisen kann, nicht weil er träge ist, sondern weil vieles unterwegs ist und manches andere, das er für überwunden ansieht, der Vernichtung anheimfällt, weil er im Gefühl seiner Kraft der schwächeren Pietät ermangelt, die alles Geschaffene sorgfältig sammelt und aufbewahrt — als ich diese Bilder erstmalig losgelöst sah von der oft unzuträglichen Umgebung, wie sie bei gemeinsamen Ausstellungen verschiedener Künstler üblich ist, hatte ich nur den einen Gedanken: „O, das ist schön“. Es war dies eine ganz instinktive Empfindung, für die der wägende Verstand kaum eine zureichende Erklärung entdeckte. Ich sah nur, daß mir da aus dem Rahmen irgend eine Landschaft entgegensprang, so herb und kraftvoll, so ungestüm hingeschleudert, so überraschend in ihren Farbeneffekten, taumelnd, glühend und ungezähmt, daß sie das Auge an sich riß und nicht mehr loslassen wollte.

Farbe, das ist das große Problem, dem Zellmann nachjagt, dem er immer wieder mit neuen Mitteln, auf dauernd wechselnden Wegen, nahezukommen sucht. Was heißt ihm Form, was gilt ihm die akademische Strenge der Liniensführung! Der Porträtmaler oder Historienmaler mag sich ihrer bedienen, für den Landschafter ist sie ein Ding zweiter Ordnung, keine quantité négligeable zwar, aber doch nicht das Wesentlichste, das Notwendigste. Denn der erste Reiz, mit dem die Landschaft auf uns zukommt, ist die Farbe, die in Rot und Blau und Gelb, in dem grellen Weiß des Lichts und in dem violetten Dämmer des Schattens Leben und Sinn und Ewigkeit birgt.

Häuser und Wasser und was dazu gehört, ein Stück Straße, Bäume, ein Zaun, ein Brückengang, das sind äußerlich die Motive, die sich auf fast allen Zellmannschen Bildern wiederholen. Aber wie verschieden, wie mannigfaltig in der Auffassung, in ihrem seelischen Gehalt. Wie wechselt unendliche Trauer mit sonnen-glühender Heiterkeit, zusammengeducktes Behagen mit dem Ernst des Großen, Fernen und Unbegrenzten. Da schmiegen sich zwei karge Hütten fast bang, von bergenden Bäumen überragt, an das samtene Dunkel eines Flüßlaufes, da recken Fabriken ihre drohenden Schloten in den rauchüberwölkten, flammenden Himmel, hier heißt ein zerfurchter Weg dem Geheimnis des Horizontes nach, und immer ist Stimmung in dem Bilde und eine Romantik, die mit Süßlichkeit nichts zu tun hat. Ein Bild, ganz groß und einfach in den Farben, breit, von der Eindringlichkeit einer erhabenen Geste, zeigt ein Wintermotiv, wie es sich gerade in Oliva des öfteren bietet: einen talähnlichen Einschnitt zwischen hügeligem, fast bergigem Gelände, ganz versunken in Schnee und träumende Einsamkeit, mit einem Ausblick auf ein fernes, kältestarrendes Meer, irgendwo auftauchend der beinahe nur angedeutete Giebel eines Hauses, eine Spur von Wärme und Schutz in die ernste Schweigsamkeit der Landschaft hineintragend. Ein anderes Bild, dasselbe Motiv in herbstlicher Stimmung, beweist, wie fein der Künstler das wechselnde Antlitz der Natur zu belauschen versteht.

Eine Reihe von Blättern in Schwarz-Weiß, nur Kohle und Tusche, läßt den Beschauer erkennen, welche farbigen Wirkungen ein echter Künstler auch mit diesen einfachsten Mitteln zu erzielen vermag. Auch hier begegnet man so vielen Abstufungen dieser konträren Töne, daß man die Farbe nicht vermißt, da sie als vorhanden empfunden wird.

Zellmann ist noch sehr jung und niemand wird sagen können, wie er sich weiterhin entwickelt. Immerhin deuten seine Werke schon jetzt eine frühe Meisterschaft, einen so starken Willen und eine so ausgeprägte künstlerische Eigenart an, daß man an seiner Zukunft nicht wird zweifeln dürfen.

Hochzeit im Herbst

Von Heinrich Zerkau

An den Ufern sprang der Wind hoch. Unsichtbare Fahnen knatterten über dem Strom. Die letzten Blätter wirbelten hoch in der Luft, und sie alle begrub der Wind im nassen Grabe des Rheines.

Nur der Dampfer glitt scheinbar unberührt und hemmungslos den Böen entgegen, wie mit weichen Kissen geschoben. Es war ein gewöhnlicher Frachtdampfer. Am Heck stand der einzige Fahrgäst, ein Mann in den fünfziger Jahren. Er sah auf den Strom nieder wie auf eine Straße. Sein Mund war fest geschlossen, als hätte er Angst, daß ihm ein Wort entfallen könnte. Unbeweglich stand der Mann da und schaute immerfort auf die weizgraue Wasserbahn, die der eilende Kiel mit geradem Strich nun schon seit Köln hinter sich herzog.

Kohlenbunker, schwer und müde, wurden überholt. Die Signalfahnen wurden auf- und wieder eingezogen. In Bonn und in Königswinter wurde Stückgut abgeladen, schwere Fässer rollten an Bord. Und der Wind jagte mit, die schon kahl gewordenen Promenaden entlang.

Der Mann stand wie festgewurzelt, immer den stummen Blick auf die weizgraue Wasserbahn gerichtet. Fünfzig Jahre seines Lebens zogen an ihm vorüber, eine Welle neben der anderen, aufbrausend, Gischt im Hamm, immerzu und dennoch ein einziges, nasses Grab.

Dunkel war das Ziel seiner Reise. Und er schrak zusammen wie einer, der etwas zu verbergen hat, als der Maat, höflichst die Mühe lüstend, ihn um seine Fahrkarte ersuchte. Da stand er auch schon auf der kleinen Anlegebrücke, da lag schräg vor ihm der Gasthof, die lange, weiße Mauer, der hohe, burgartige Friedhof. Und der Wind zieht ihn mit in seine Wirbel und fährt in ihn hinein, daß seine Gedanken splittern, als seien sie von Glas. Da sind sie wieder, die fünfzig Jahre seines Lebens. Sie hängen ihm schwer an seinem Stock, sie zerren ihn an seinem Mantelwurf, daß er den Hut ziehen und die feuchten Haare aus der Stirne streichen muß.

Das war einst der Brautweg zur Kirche. Die Glocken läuteten und Sonne brach aus dem Himmel. Er wagte kaum, ihren Arm zu nehmen. Die Myrten in ihrem Haar leuchteten wie grüne Glasperlen und die weiße Seide ihres Brautkleides schlug gegen seine Knie. Sein Vater ging hinter ihnen her, ihre Mutter folgte und der liebste Freund. Der Weg zur Kirche ging ein Stück über den Friedhof. Der lag da freundlich wie ein gemaltes Bild, Blumen

nidaten, die Kreuze grüßten ernst und sonntäglich. Dann erbrauste die Orgel, und ein Lied erklang: „Wo du hingehst, da will auch ich hingehen. . .“

Der Mann blieb stehen. Und im Wind flatterten die weiten Falten seines Mantels wie gesplissenes Fahnenstück. Der Atem brach aus ihm: „Herr, du mein Gott!“ Johlend warf der Sturm eine Handvoll welker Blätter hoch in die Luft.

Jetzt stieg der Mann die drei Stufen zum Friedhof hinan. Der Vater tot, der Freund verschollen, das eigene Leben vertan.

Breit fließt der Strom, der Herbst jagt über ihn fort.

Die grünen Glasperlen aus ihrem Haar sind zertreten. Ihre Wege, vereint begonnen, von Sonne überschüttet, von Glocken umtönt, sind auseinandergegangen. Keine Blumen nicken heut', und nur die Kreuze blicken ernst und anklagend.

Und auf einmal, entsetzlich, da braust die Orgel, da springen wie von selber die Kirchenporten weit auf, und ein seliges Lied steigt über die Welt: „Wo du hingehst, da will auch ich hingehen. . .“

Eine Frau hat die Kirche verlassen. Sie blickt vor sich hin wie eine Nonne. Sie achtet nicht des Mannes, der keuchend, an die Mauer gedrückt, die Hände geöffnet hält, als flehe er um ein Almosen. Die Falten ihres schwarzen Kleides schlagen gegen seine Knie. Da: „Elisabeth!“

Ein Schrei. Stille. Der Wind hält geduckt. Kreuze ragen, fünfzig Jahre warten auf Krücken. Stille —

„Mann!“ sagt die Frau. Und richtet einen auf, der ist ihr zu Füßen gesunken wie im Gebet vor Gott.

Aber da er ihr wieder in die Augen sieht, da schlägt er stumm die Hände vor das Gesicht: Abendsonne hat Lichter um ihr Haar gelegt, daß es aussieht wie Glasperlen und junge Myrten. . .

Reife

Wie du schreitest durchs Gefild der Träume,
reifes Ackerfeld zu deinen Füßen
wie Maria einst zu unsichtbarem Throne.

Aehren wogen, in der Fülle dich zu grüßen;
Segen quillt aus der Erfüllung Räume
und die Sonne gosdet um dein Haupt die Krone.

Carl Lange

Fahrt zu Matthias Grünewalds „Madonna“ in Stuppach

Eine Reise durch Franken
Von Ludwig Marcuse

I.

Endlich wieder einmal im Bummelzug. Er fährt nicht schneller als die Postkutschen früher. Und man sieht etwas von der Welt. Wertheim, das ich meine, liegt nicht in Berlin am Potsdamer Platz, sondern dort, wo die Tauber in den Main fließt. Der Bootsmann, der mir einen Kahn, „in dem man tanzen kann“, vermietet, erkennt mich am Berliner Akzent. Er findet den Wannsee schöner als die Tauber und wundert sich über die weithergereisten Besucher von Wertheim. Ich wundere mich meinerseits über den Bootsmann.

Wir rudern tauberaufwärts. Schmal ist sie: wie ein Kanal. Die Häuser stehen dicht am Ufer. Altes Gemäuer; romantische Steintreppen; Durchblicke durch Bögen auf winklige Höfe erinnern mich an manche Uferorte des Lago maggiore. Dann stehen wir wieder auf der grünen Main- und Tauberecke. Der Main fließt schnell, als hätte er es eilig, in den Rhein zu münden. Flüsse haben wohl andere Erlebnisse als Menschen. Wir gehen, wenn sich die grünen Mainhügel in unseren Augen spiegeln, nur ganz langsam weiter. Hinten liegt Mainz. Da erwartet den Main doch nur schlechte Lust, Bahngeklingel und der hastige Mensch. Verweile, Main! Die mit Laubbäumen dicht bestandenen Berge nehmen ihn am Horizont in sich auf: Ausschnitt des Paradieses Erde. . . .

Gewitter am Main. Wir sitzen auf dem Karussell. Das Karussell dreht sich. Wir fliegen immer ein Stück über den Main. Ein Gewitterregen. Kreischend zerstiebt der Haufen sonntäglicher Menschen. Menschenleer ist der Platz. Nur noch ein Sprengwagen fährt durch hohe Pfützen: Bild des Zuspät.

II.

Früh um fünf Uhr bläst irgend jemand ein Horn auf der anderen Seite des Main. Dicker Nebel liegt über dem Fluss. Er steigt, sobald die Sonne zu riechen ist. Die Berge haben goldene Ränder. Plötzlich ist es, als wäre Sonne ausgegossen in die Landschaft. Frösche überquaken das Vogelgezwitscher. Oben auf der rotblühenden Kastanie sitzt eine Schwalbe. Ich muß an die nahen Störche auf dem Bauernhof bei Aschaffenburg denken. Männchen und Weibchen gehen — mit einem Bändchen gezeichnet — auf ihre große Erholungsreise

nach Afrika. Das Männchen kehrt bald um. Es langt mit verletztem Bein auf dem Hof an. Der Bauer pflegt den Storch. Im Stall zwischen anderem Getier macht der Wanderer es sich bequem. Im Frühling kommt die Storchgattin aus Afrika. Der Herr Storch ist geheilt. Sie bauen ein Nest. Aber sie laufen jetzt beide zähm im Hof herum — und schließlich die ganze Storchenfamilie.

III.

Man fühlt sich wohl in Wertheim. Man ist wie aus der Welt fort — aus der Welt, die uns Großstadt heißt. Winklig, eng, sonnenlos sind die Gassen. Da sind Fassaden, Türme, Brunnen, die uns bannen. Inschriften mit der Atmosphäre des Moders. Fräken, Gebärden aus Stein, die der Staatsanwalt am heutigen Werk beanstanden würde und welche die alten Künstler hinterlistig sowie von unversehens in ihre religiösen Arbeiten mit eingeschmuggelt haben — sicherlich zur Freude ihrer Mitmenschen. Wie possierlich sitzt zum Beispiel der steinerne Affe in einer versteckten Aufzennische der Kilians-Kapelle und bespiegelt sich hingebend die Verlängerung seines Rückens!

Interessant ist die fürstliche Denkmäler-Welt im Chor der Wertheimer Kirche. Da steht ein schöner Spruch unter dem Grabdenkmal des Grafen Georg von Isenburg und seiner Gemahlin; in deutscher Sprache lautet er:

„Wer umschwebt uns? Ein waltender Geist.

Wen kündet der Marmor? Wertheimer Grafengeschlechts
letzen verheissen Sproß.

Sein Charakter? Der Ahnherren wert.

Sein Alter? So blühend!

Mut? Der höchste.

Am Geist? Ahdig.

Gestalt? Voller Reiz.

Im Gemüte? Bescheiden.

In Haltung? Würdig.

Der Rede? Meister.

Im Rate? Stets klug.

Und die Geissnung? So fromm. Michaels ist's.

Sein Streben? Das Recht.

Sein Leitstern? Die Sitte.

Ach sein Tod? Allzu früh. Frage nach weiterem nicht!“

Man soll nicht nach weiterem fragen, weil er wahrscheinlich 34 jährig durch Gift gestorben ist. Eine Gedenktafel ist Georg II., 1530 gestorben, gewidmet. Er hat hier die Reformation eingeführt, Tapferkeit, Klugheit und Frömmigkeit rühmt ihm die lateinische Grabschrift nach. Er erfreute sich besonderer Gunst Kaiser Karls V.,

in dessen Auftrag er als „kaiserlicher Hauptmann in Franken“ manches Raubschloß brach. Auf ihn geht das von Ludwig Uhland wieder aufgefundene Landsknechtslied:

„Graf Törg der ist ein künrer man
seine Feinde greift er tapfer an
mit eigener Person und Hände . . .“

In der Sakristei, dort, wo die Herzen der Wertheimer Fürsten aufbewahrt werden, steht eine herrliche Skulptur: Eine Madonna mit dem Jesusknaben. Das Jesuskind steht steil auf den Knien der Madonna. Wir sind von Bildern und Skulpturen so stark an den sitzenden Christus gewöhnt, daß wir immer wieder wie etwas gänzlich Fremdes diese herrliche Plastik betrachten. Gradüber von der Sakristei ist die Leichenkammer: dort liegen die einbalsamierten Hauthüllen der Wertheimer Fürsten. Früher konnte man zwei Mumien von außen sehen, als noch der Großvater des jetzigen Führers führte. Da brachen einmal zwei angehörite Studenten ein, nahmen den Mumien die Halsketten ab und machten sich dann aus dem Staub. Wirklich aus dem Staub: denn die Mumien fielen natürlich bei der Berührung in sich zusammen.

IV.

Die Burg Wertheim liegt nicht so hoch, so stolz wie die Gamburg einige Kilometer tauberaufwärts. Aber sie ist reizvoll genug: sie bietet nie zu vergessende Ausblicke auf die Tauber- und Mainälder. Klettert man in ihr herum: über Treppen, Mauern, Senkungen, so spürt man jenen eigenen Reiz, den nur Ruinenklettereien hervorrufen. Ich interessiere mich — ehrlich gesagt — wenig für die Bedeutung der Brüstungen, Stadtwehren, Burghöfe, Türme, Stückkammern. Ich bin glücklich, daß wenigstens in Ruinen nur selten Führungen sind. Aber es ist unvergleichlich — mit keinem anderen Genuss zu vergleichen — dieses Erlebnis des Auf und Ab in altem Gemäuer: Natur- und Menschenwerk sind zusammengewachsen; Kunstgenuss wird Naturgenuss.

Wenn ich an Franken denke, was sehe ich? Immer breite Schlangenlinien: rot, grün, gelb, silbern, schwarz. Der Fluß fließt in der Farbe der Landschaftsstimmung. Ich sehe über den Flüssen, hoch, in der Nähe des Himmels, Burgruinen: dicke Türme, die eine kräftige Sprache reden und durchlöcherte Fassaden, die in wehmüti-
ger Melodie den Raubrittermarsch begleiten. Ich sehe das Zisterzienserkloster Bronnbach mit seiner schönen romanischen Kirche aus dem 12. Jahrhundert. Ich sehe viele Dörfer, in denen ich zur Welt gekommen sein möchte. Vor allem sehe ich den frühen Morgen über der Tauber-Main-Ecke, wenn der Nebel steigt, die Sonne aus

der Erde heraustaucht und die belaubten Berge in ihrer Morgen-
schöne sich im Main spiegeln. Und dann sehe ich noch ein Letztes;
unsere Wallfahrt zu einem Bilde, zur Stuppacher Madonna: zu
Matthias Grünewalds Madonna, die in der mikrigen Dorfkirche zu
Stuppach bei Mergentheim hängt, und die — wie erzählt wird —
der Stuppacher Kirche so wert ist, daß sie das Bild nicht gegen einen
ganzen Eichenwald eintauschen wollte. Es gibt auch Leute, welche
dieses Gerücht belächeln. Aber das vergiszt man. Die kunstfinnige
Gemeinde Stuppach gibt dem Erinnerungsbild Franken das
leuchtende Kolorit. —

V.

Wir fahren immer tauberaufwärts. Dort, wo die Tauber in
den Main fließt, liegt Wertheim mit seiner romantischen Bur-
ruine. Vom Fenster des Zuges sehen wir das Zisterzienserkloster
Bronnbach, dann die hochgelegene Gamburg. Bad Mergentheim liegt
auf der Grenze zwischen Baden und Württemberg. „Görderäderiene?“
„Görderäderiene?“ „Görderäderiene?“ Sind wir Norddeutschen be-
sonders unbegabt, Dialekte zu verstehen? Erst nach einer schlaflosen
Nacht hatten wir die Frage enträtselt, die das kleine, verhuzelte,
windgeschiefe Männerchen an uns auf dem Bahnhof in Mergentheim
gerichtet hatte: „Görderäderiene?“ Auf deutsch: „Gehören die Räder
Ihnen?“

VI.

Von Mergentheim nach Stuppach im Postauto! Eine merk-
würdige Vorbereitung auf das Bild des frommen Malers. Neben
mir sitzt ein christlicher Missionar. Bauerntyp. Zum ersten lebendig.
Kräftiges, lautes Organ; mächtige Schenkel; robustes, aber gut-
mütiges Gesicht. Er war in Afrika. Er hat die Welt gesehen. Alle
hören ihm zu. Er preist das Reisen ins Ausland. Er kämpft mit
wütenden Worten gegen die Kirchturmsphantasien, für die Welt-
horizonte: „Wir Deutschen müssen reisen; meine Herrschaften! Wir
müssen reisen! Fenster auf; Türen auf! Nur nicht so zimperlich!
Es wird uns nichts von unserer Verzierung abbrechen. Wer selbst-
bewußt ist und seinen eigenen Wert kennt, liebt auch die Vorzüge
anderer Nationen! Wir sollten viel reisen.“ Die Sätze überkullerten
sich. Ein Vulkan von Gebärden überschüttete jeden Satz. Ein
kampfesfreudiger Priester. Soldat der ecclesia militans. Ein ganz
anders gearteter Sohn des Evangeliums als der, dessen Werk wir
jetzt sehen sollten.

VII.

In den Museen hängen die Bilder: Bild neben Bild; sie nehmen
einander den Platz fort. Um so schlimmer, je bessere Bilder nebenein-
anderhängen. Man will sich in ein Bild versenken: Da treten gleich

noch zwei andere Bilder in das Sehfeld ein. Das Museum ist die Grabkammer der Bilder. Es gibt keinen Menschen, der die Aufspeicherung von Kunst (etwa im großen Saal des Prado in Madrid) ertragen kann: Greco, Velasquez, Goya neben vielen anderen. Das ist nicht auszuhalten. Man wird müde in den Museen; abgestumpft; ohnmächtig, dem Anprall künstlerischer Energie standzuhalten.

In der Zeit der Museen ist es ein seltenes Erlebnis, eine lange, umständliche Fahrt zu einem Bild zu machen. Man denkt einen ganzen Tag an das Bild, das man sehen wird. Man bezieht schon den Weg zu dem Bild auf das Bild. Man bezieht die Umgebung des Bildes auf das Bild. Man hört dann hundert Anekdoten über das Bild. Es greift in das Leben eines Dorfes ein. Welch blasses Dasein hat dagegen das Bild in einem der vielen vollgestopften Säle des Museums?

VIII.

Wir steigen die Straße zur Kirche des kleinen Pfarrdorfs Stuppach empor. Eine lieblich-blaße Vierzehnjährige schließt auf: selbst eine kleine Madonna. Die Kirche ist eine unter tausend: kahl, unbedeutend. Das Auge wird wider Willen von schlechten Plastiken festgehalten. Erst auf den Stufen zum Altar kann man Grünewalds Bild recht erkennen. Die untere Hälfte ist zum Teil verdeckt von der Spitze des Altars. Auf dem Wege dachte ich: solch ein Bild gehört in die Kirche, nicht ins Museum. Jetzt werde ich skeptischer. Das Meisterwerk ist schlecht zu sehen. Die Bauern von Stuppach können kaum zwischen den farbig angestrichenen Heiligen und diesem Bild unterscheiden. Dazu kommt, daß die Kirche feucht ist. Namentlich die untere Hälfte des Bildes zeigt viele Bläschen. Ob das Bild in der Kirche von Stuppach gut aufgehoben ist?

IX.

Grünewald lebte von etwa 1480 bis 1530. Er soll aus Aschaffenburg stammen. Im Oberelsäß, in Frankfurt und Halle soll er sich aufgehalten haben. Die Hauptwerke Grünewalds sind die Gemälde am Altar zu Isenheim bei Colmar, welche man während des Krieges nach München brachte. Die Stuppacher Madonna, die zwischen 1517 und 1519 entstanden sein wird, ist ein Marienbild, das im Jahre 1809 vom damaligen Pfarrer von Stuppach in Mergentheim erworben wurde. Es wurde lange Zeit für eine Arbeit von Rubens gehalten, bis es im Jahre 1907 vom Maler W. Ettle als Grünewald erkannt wurde.

Die Hauptfiguren des Bildes sind Maria mit dem Jesuskind. Maria sitzt auf einer Steinbank in einem Gärtchen und spielt mütterlich mit dem Jesusknaben, der in etwas unsicherer Art auf dem Schoße

Marias steht und den Blick zur Mutter wendet, während die Händchen nach dem Apfel in der übertrieben zierlich gehaltenen Hand Marias greifen. Das Gärtchen, in dem Maria sitzt, ist rechts nicht umjämt und läßt den Blick auf die Kirche offen, welche eine freie Nachahmung des Straßburger Münsters ist. Es soll die Kirche Maria Maggiore in Rom darstellen. Auf der Treppe zur Kirche hinauf sind ein Kanoniker und zwei reichgekleidete Herren, eine Gestalt steht auf der Terrasse, während eine andere im Portal verschwindet. Die Herrlichkeit des Farbenzusammenhangs kann man mehr ahnen als sehen: weil das Bild sehr gedunkelt ist und außerdem sehr ungünstig hängt. Der Rock Marias ist karminroter Goldbrokat; er ist mit weißem (jetzt meist schmutzig gelbbraunem) Pelz gefüttert, vorn ist er mit einer goldenen Agraffe zusammengehalten. Die Agraffe ist mit roten Edelsteinen besetzt. Ueber dem Rock befindet sich ein Mantel von blauer Farbe, dessen Futter purpurviolett ist. Der Mantel ist mit einem gelben Bande eingefaßt.

Man hat viel über dies Bild geschrieben: über die mystische Bedeutung der in dem Bilde enthaltenen Pflanzen und Gegenstände; über die Komposition, besonders die Linienführung des Bildes; über seine Lichtlinien und Lichtstreifen, über die Schattenpartien und die geniale Vermeidung der Unruhe. Der Gesamteindruck ist — gerade im Gegensatz zu den grausamen Bildern seiner Kreuzigungen — die liebliche, stille Innigkeit der Harmonie zwischen Mensch und Natur; ein unpathetisches, undämonisches Frommsein.

X.

Man hatte mir erzählt: es wäre der Pfarre Stuppach ein gewaltiger Eichenwald zum Preis für das Bild geboten worden; aber Stuppach hatte abgelehnt. Ich hörte einen Maler den Kaufpreis des Bildes auf vier Millionen Mark abschätzen. Dann sprach man wieder davon, daß der angebotene Eichenwald den Stuppacher Eigentümern des Bildes nur nicht groß genug gewesen wäre — und so zerplatze wieder einmal eine romantische Anschauung vom Menschen in ein Nichts. Auch lachte man über vier Millionen und meinte, es wäre heute nicht möglich, einen 150 000-Mark-Käufer zu finden. Wie dem auch sei: ein Bild hat ein abgelegenes Dorf weltberühmt gemacht — und man staunt fast, daß der Fuhrmann in der Schenke zu Stuppach ebenso saftige Anekdoten erzählt wie seine Genossen in den anderen Schenken des Landes.

Tobias

Von Hans Gäfgen

Durch die Dorfstraße ging Tobias, der Lump.

Die Kinder gröhnten hinter ihm her und rissen an seinem Rock, der zerschlissen war und im Winde, wie ein Nebelszeichen, um die gebeugte Gestalt flatterte.

Die Bauern und Bäuerinnen standen vor den Türen und sahen auf den vorübertrottenden Mann, den Schandfleck der Gemeinde.

Da und dort schoß ein struppiger Kötter aus einem Hoftore und hing sich an die Hosenbeine des graubärtigen Alten, der wie im Traume durch all das Treiben ging. Auf seinem Antlitz aber lag ein Lächeln, ein feines, saches Lächeln, wie es den Kindern eigen, die in schaukelnden Wiegen dem Dasein entgegenträumen.

Dieses Lächeln ärgerte die Bauern am meisten. Nicht genug, daß Tobias ihr sauberes, wohlgepflegtes Dorf verunzierte, er lachte noch über sie, er, der Tunichtgut, der Nichtsnutz, über sie, die Fleißigen, die von Morgens bis Abends im Felde waren und sich abmühten um den Segen der Scholle.

Heute aber war Sonntag. Da durfte man feiern und stillsitzen, da hatte man Zeit, sich zu ärgern über Tobias, den Lumpen.

Nun geschah ein Seltsames.

Der Graubärtige blieb stehen vor dem schmucken Hause des Bürgermeisters, griff über den Lattenzaun, der des Bürgermeisters Gartens umschloß, und brach eine halbverschlossene, purpurne Rose vom Busch, der nahe am Zaun blühte.

Der Bürgermeister, der, die lange Pfeife im Mund und das gestickte Feiertagskäppchen auf dem Kopfe, im offenen Fenster lehnte, erstarrte zuerst ob der Frechheit des Lumpen, dann aber sprang er auf, stürzte zur Tür hinaus und hieb in maßloser Wut dem Lumpen die Pfeife über den Kopf, daß der porzellanene Kopf in tausend Splitter auf die Dorfstraße niederprasselte.

Tobias lag wie ein Toter am Zaune; dunkle Tropfen rieselten in den silbernen Bart; in der Hand hielt er die rote, halb erblühte Rose.

Nun kamen die Leute von allen Seiten herbei und trugen, auf das Geheiß des angstvoll dreinschauenden Bürgermeisters, den Lumpen in das windschiefe Häuschen, das er am Ende des Dorfes bewohnte.

Einmal noch erwachte Tobias und verlangte, sich mühsam aufrichtend, die kleine Schiefertafel, die neben der Türe seiner Kammer hing.

Er schrieb mit zitternder Hand diese Worte: „Ich bin kein Dieb. Ich wollte die Rose meinem Kinde bringen, das auf dem Gottes-

acker schläft, droben, wo die alte Linde steht. Die junge Zigeunerin, die wieder in die Weite gegangen ist, hat es mir geschenkt. Es war mein Glück. Es war bei mir, und ihr wußtet nichts von ihm; es starb, und ihr sahet nicht, wie ich es in der Nacht zum Gottesacker trug und ihm ein Bettlein machte in der Erde, unter dem Lindenbaum. Nun will ich zu meinem Kinde gehen und ihm die Rose ins dunkle Haar stecken, die rote, rote Rose. . . ."

Und als die Bauern kamen und den toten Tobias verscharrten wollten, da sahen sie das Lächeln auf seinem Antlitz, das stille, reine Kinderlächeln. Da wurde es den harten Männern seltsam ums Herz und sie nahmen die Hüte ab und beteten.

Max Halbe*)

Im Gedenken des 60. Geburtstages des Dichters (geb. am 4. Oktober 1865 in Güttland) wird das Danziger Stadttheater in der neuen, vielversprechenden Spielzeit – es sind ausgezeichnete Kräfte unter der Leitung von Oberspielleiter Dr. Hermann Grussendorf gewonnen – das in Danzig spielende, erinnerungsstarke Schauspiel von 1812 „Freiheit“, das erfolgreiche Liebesdrama „Jugend“, das Drama „Der Strom“ und ferner das Spiel „Der Ring des Gauklers“ zur Aufführung bringen. Immer wieder bleibt bei den im weitesten Sinne heimatlichen Stoffen der Dramen und epischen Dichtungen die Wirkung stark und nachhaltig, wie wir es in den vergangenen Jahren erlebten, in denen Max Halbe die Ostmark verschiedentlich zu Vortragsreisen besuchte. Freudig und dankbar war sein Empfang, nicht zuletzt vom Deutschen Heimatbund Danzig und der Vereinigung der Danziger in Königsberg und verschiedenen Städten Ostpreußens. Des Dichters engere Heimat liegt im Danziger Weichselwerder. Max Halbe hat, obwohl er fern vom Osten lebt, in seinen Werken immer wieder Probleme angeschnitten, die Wesen und Charakter seiner Heimat offenbaren. Er hat die westpreußische Landschaft, den Typ des Werderbauern, die Verwobenheit der Weichsel mit ihren Menschen aufs schärfste gekennzeichnet. Wir wissen, daß Halbe in der naturalistischen Epoche neben Hauptmann und Sudermann an führender Stelle der deutschen Dramatiker stand. Das verdankt der Dichter dem tiefen Stimmungsgehalt und den vorzüglich geeigneten Charakteren seiner Werke. Seine Heimat hat das von ihm selbst geschilderte Unrecht eingesehen. Halbe sagte ironisch in seinen prachtvollen Schilderungen: „Wer kennt in Danzig meinen „Dietrich Stobäus“, wer weiß hier, daß eine Gesamtausgabe meiner Werke existiert?“**) Es scheint, daß die deutsche Bühne sich auch wieder auf den Wert seines Schaffens besinnt.

Carl Lange

*) Siehe Jahrgang I, Heft 7; III, Heft 4; IV, Heft 2; V, Heft 6; VI, Heft 6.

**) Gesamtausgabe in 7 Bänden im Verlag Albert Langen, München, erschienen.

Ein Wort

Von Annemarie Koeppen

Durch die Straßen und die heimeligen Waldwege des kleinen, schönen Ostseebades Hillesdorf sehen die Fremden, die dort alljährlich hinkommen, eine seltsame Frauengestalt wandern. Es geht ein düsterer Ernst von ihr aus, und man weiß nicht recht, machen das ihre schwarzen, fast gesucht häßlichen Kleider, oder ist es das Müde, Freudlose, Traurige ihres Blickes, den freilich nur selten jemand zu sehen bekommt; denn gewöhnlich hält sie die Lider über die Augen gedeckt. Lose Mäuler nennen sie die alte, verdrehte Degenfeld und lachen hinter ihr her. Aber ich selbst kann nichts Lächerliches an ihr finden. Sie ist still und scheu, ihr Gesicht ist alt und vergrämmt und ich weiß, daß sie allein und von aller Welt abgeschlossen, in einem kleinen, weißen Häuschen wohnt, das weit draußen hinter den letzten Villen von Hillesdorf liegt. In den Ort kommt sie nur, um Einkäufe zu machen, sonst trifft man sie nur weit draußen im Wald oder am Strand. — Durch Zufall habe ich ihre Geschichte erfahren und will sie all denen erzählen, die gedankenlos hinter traurigen, müden Menschen herspötteln.

Anita Degenfeld war ein seltsames, nachdenkliches Kind. Sie wohnte allein mit ihrer Mutter, die ihr schönes, großes Haus, das direkt am Strand lag, in den Sommermonaten an ganz vornehme Gäste vermietete. Es kamen alljährlich dieselben Leute, die sehr exklusiv lebten und meistens waren es Offiziersfamilien — Kameraden des verstorbenen Oberst Degenfeld. — Frau Erna Degenfeld war stets sehr lebenslustig und gesellig gewesen. Ihr Haus wurde wegen des gemütlichen Tones, der darin herrschte, außerordentlich geschätzt; und sie hörte es gern, wenn man ihr sagte, daß sie noch jung und begehrenswert sei. Sie liebte es, ihre Umgebung auf sich einzustellen und alle Dinge als wirksamen Hintergrund für ihre anmutige Persönlichkeit zu betrachten. Ihr größter Stolz und liebster Schmuck aber war ihre Tochter Anita und sie konnte kaum die Zeit abwarten, da sie erwachsen sein würde. Im Geiste hörte sie bereits das Kompliment ihrer alten Bekannten: „Nein, Frau Erna, Sie sehen wie Anites ältere Schwester aus.“

Anita aber waren solche Gedanken weltenfern. Sie ahnte nichts davon. Wenn die Schule aus war, lief sie an den Strand und sah in die Unendlichkeit des blauen Meeres hinaus. Stundenlang konnte sie in den Dünen liegen, der silbergrüne Strandhafer lispte um sie, und über ihr schossen die schneeweissen Möwen am blauen Himmel hin. Oder sie fuhr mit den Fischern weit hinaus und sah ihnen zu, wenn sie ihre Netze auswarfen. Aber auch

den Wald durchstreifte sie kreuz und quer, besonders zu stillen Zeiten, wenn sie gewiß war, keine Menschen darin zu treffen.

Es war, als suche das Kind etwas in der Stille der Natur. In ihrem ganzen Wesen war etwas Sehnsüchtiges, Durstiges — Suchendes. Als wollte sie den Sinn des Lebens schon jetzt zu erkennen suchen. Und wie ein wilder Vogel fühlte sie sich nur in der Freiheit wohl. Wer sie durch das Walddickicht klettern gesehen hatte, wer sie beobachtet hatte, wie sie durch die Dünen in Sturm und Wetter dahinlief, oder in den Fischerbooten ihr lustiges Spiel trieb, der kannte sie nicht wieder, wenn sie am Abend, in der Gesellschaft der Gäste ihrer Mutter, scheu und still in einer Ecke stand. Kein Wort brachte sie hervor, und ihre jungen, schlanken Glieder, die sie beim Klettern, Segeln und Schwimmen so geschickt zu brauchen wußte, schienen ihr in den vornehmen Salons überall im Weg zu sein. Sie war, zu Frau Ernas großem Kummer, gar nicht hübsch mit ihren zwölf Jahren. Krause, kurze Blondhaare umgaben ihr herbes, eckiges Gesichtchen, und ihre sämtlichen Kleider waren ihr immer gar bald zu kurz, so schnell wuchs sie. Aber Frau Erna tröstete sich: „Das wird schon werden — bei Bäckfischen ist das immer so.“

Eines Abends waren wieder Gäste geladen und Anite sollte sich dazu umkleiden. Es war das alte Leiden. Alle Kleidchen zu kurz — zu eng — und ihre langen, eckigen Glieder wollten nirgends darin anmutig erscheinen. Seufzend schlug Frau Erna die Hände zusammen und ließ neue Kleider holen, die Anite sofort anpassen mußte. — „O, sie sind so lang, jammerte das Mädchen — und die freundliche Schneiderin bog die Säume um: „So, das ist lang genug für das Kind.“

Aber Frau Erna fuhr empört herum: „Ich bitte Sie, Fräulein, — Anite ist doch kein Kind mehr. Mit zwölf Jahren ist man kein Kind.“

Das war wie ein Peitschenschlag — und wie ein junges, unbändigtes Füllen wehrte sich Anite dagegen.

Kein Kind mehr! —

Aber das Wort kroch mit ihr auf Schritt und Tritt — es legte sich wie Schlingen um ihre Brust und nahm ihr Frohsinn und Kraft. Warum sollte sie kein Kind mehr sein? Warum wollte man ihr die Jugend kürzen?

Ich will nicht, ich will nicht, — tobte es in ihr. — Sie lief durch die Dünen und Wälder, sie warf sich auf den feuchten, moosigen Waldboden und preßte die Brust gegen das weiche Grün.

Aber durch das Vogelrauschen und Windrauschen gellte es ihr wieder und wieder entgegen: „Kein Kind mehr! — Kein Kind mehr!“

Sie wurde trozig und wilder denn je. Sie kleidete sich absichtlich in ihre ältesten und häßlichsten Fähnchen und wenn die Mutter ihr befahl, die neuen, langen Kleider anzuziehen, — so kletterte sie damit solange durch das Dickicht, bis sie kurz und klein zerrissen waren.

Seufzend klagte Frau Erna den Freundinnen ihr Leid: „Ich kann mit dem Mädel nichts anfangen, — sie ist ungehorsam und störrisch, — ich kann machen was ich will, — kann ihr die schönsten Sachen kaufen, sie dankt es mir mit Troz und Bosheit.“

Anite wurde älter; ihre unbändige Wildheit wurde langsam zu stiller, starrer Teilnahmlosigkeit. Sie kam nur noch zum Essen und suchte dann sofort wieder die Einsamkeit der Dünen auf. Als Frau Erna ihr das Umherstreifen verbot, — tat sie es heimlich. Sie stand zur frühesten Morgenstunde auf und ging in der stillen Dämmerung des kommenden Tages ihrer Wege. Niemand verstand das. — Niemand wußte, daß Anite allein aus der Einsamkeit die Kraft schöpfte, ihr Leben zu tragen, dem man die Jugend gestohlen hatte.

Sie war nicht mehr ungehorsam. Sie tat was ihr befohlen wurde, aber still und gleichgültig. — Niemand sah sie lachen. Und wem es einmal gelang in ihre Augen zu sehen, die sie sonst fast stets gesenkt hielt, der erschrak vor dem dunklen, namenlosen Leid dieses Blickes.

Anite spielte Geige. Sie hatte von ihrem Vater ein wunderschönes Instrument geerbt, das sie abgöttisch liebte und niemand in die Hand gab. Sie hatte wenig Unterricht gehabt, aber ihr Spiel war vollendet, weil es aus der Tiefe der Seele quoll. Wenn sie spielte, lösten sich die Fesseln, die um ihre Seele lagen, und was ihre Lippen verschwiegen, drängte sich wildleidenschaftlich aus den Saiten ihrer Geige hervor. Man fühlte, sie hatte in die Ewigkeit hineingehörkt und ihre beste Lehrmeisterin war die allmächtige Natur gewesen, der sie die wunderlichen Weisen abgelauscht hatte. Sie konnte Melodien hervorzaubern, die das Sonnig-heitere tanzender Meereswellen und spielender Möwen hatten und konnte auch gleich darauf — wie Sturmwolken — harte Dissonanzen über das lichte Bild hinjagen lassen.

Sie spielte selten vor Zuhörern. Frau Erna fand ihr Spiel auch nicht besonders und quälte sie deshalb nie mit Vortragen. Am liebsten saß sie mit ihrer Geige im Wald oder in den Dünen und spielte für einen einzigen Zuhörer, dessen klare, kluge, lauschende Blicke ihr lieber waren, als der Beifall einer geschwätzigen Menge. Es war „Horch“, ein wunderschöner, großer Mäusebussard, den man

ihr als Daunenjunges gebracht und den sie sich aufgezogen und gejähmt hatte.

Horch flog stets frei umher. Wenn er frühmorgens die Haustür gehen hörte und Anite von weitem durch den Garten kommen sah, flog er kreischend auf sie zu, setzte sich auf ihre Schulter und ließ sich das schöne, goldbraune, glänzende Gefieder streicheln. Und dann bettelte alles an ihm, seine schönen, klaren Lichter und seine helle Raubvogelstimme, die sanft und demütig werden konnte, wie das Girren einer Taube.

Aber er bekam sein Frühmahl nicht eher, als bis er sich auf die Erde niederließ und mit den Flügeln schlug, bittend, wie ein artiges Kind. Dann warf ihm Anite seinen Leckerbissen hin, in den er sofort seine wachsgelben Fänge krallte, um mit ihm flügelschlagend in eine Ecke zu hüpfen und ihn dort zu verzehren.

Es war an einem weichen, schönen Junimorgen. Zartbläuliche Schleier lagen über der See, über Wald und Düne. Eben hatte die Sonne ihr erstes, rötliches Leuchten über die stille Welt ergossen und die Meereswellen, die wie Milchglas, still und wartend dalagen, kräuselten sich, bei einer leichten, frischen Brise. Zwischen Krüppelkiefern und Strandhafer saß Anite in den Dünen. Vor ihr auf einem Kiefernast war Horch aufgebaumt und blickte abwartend und liebevoll auf seine Herrin. Es lag etwas Demütiges, Hingebungsvolles in seinen hellen, scharfen Raubvogelaugen.

„Jetzt nahm ihn Anite von seinem Ast — er wollte nicht recht, aber sein Sträuben half nichts. Sie warf ihn hoch in die Luft: „So, mein Freund, damit du mir nicht zu faul wirst, sieh dir mal die Möwen an!“

Und Horch breitete seine runden, starken Flügel aus und glitt in die Morgenluft hinein. Zwei-, dreimal kreiste er über den Dünen, als er dann aber die Geige hörte, kam er herunter und baumte sich wieder auf seiner Kiefer auf. Anite spielte! Und weit drang der Silberklang ihrer Geige in die Morgenstille hinein.

Ein Fremder hörte es, der die Dünen entlang ging. Er war jung und frisch, wie der Junimorgen, und der Wind spielte in seinen starken, hellen Haaren.

Wie angewurzelt aber blieb er stehen, als er Anite sah. Sie hatte ihn noch nicht bemerkt. Ohne sich umzusehen, strich sie die Saiten, hell klang es, wie das Jauchzen einer Möwe und weich und werbend wie das Frühlingslied der Drossel. Ihr herbes, junges Antlitz aber war, wie alles an diesem Morgen, von einem zarten Schleier bedeckt, weich und verträumt, und in ihren Augen leuchtete überirdisch schön der sanfte Friede der Einsamkeit.

Sie sah nichts um sich her; aber in wachsamer Eifersucht hatte Horch gar bald den fremden Wanderer entdeckt, der mit kindergroßen, staunenden Augen seine geliebte Herrin betrachtete.

Und dreimal ließ er seine helle, starke Stimme erschallen; scharf äugte er hinüber nach dem Störenfried.

Anite folgte seinen Blicken und ließ erschrockt den Bogen sinken.

Aber der Fremde war schon an ihrer Seite und sah sie herzbeweglich bittend an.

„Nicht böse sein — ich wollte nicht stören,“ bat er, „es klang so wunderlich, — ich gehe ja schon wieder.“

Anite strich mit der Rechten ein paar blonde Löckchen aus der Stirn. Sie atmete schwer.

„Wenn Sie gut sind und mich zufrieden lassen, können Sie ruhig weiter hören,“ sagte sie leise. „Ich denke mir, wie Sie hier so still und allein durch den Morgen gehen, können Sie doch nicht so sein wie — die anderen.“

Grenzenlose Verachtung und Bitterkeit lag in diesem letzten Wort. Der Fremde ergriff ihre Hand. — „Ich danke Ihnen,“ sagte er leise, „ich bin nicht wie die anderen.“

Von nun an hatte Anite zwei Zuhörer. Jeden Morgen fast, den sie draußen zubrachte, saß der Fremde zu ihren Füßen, argwöhnisch von Horch beäugt; der sich weniger über diese Neuerung zu freuen schien. Gesprochen wurde nicht viel, die Stunden gingen schnell dahin und Anites Geige hatte stets das Wort.

Felix Falk sah und hörte nichts anderes, wenn sie spielte. Für ihn gab es nur Anite und er betrachtete sie, — wie ein Bild, — wie ein schönes Buch. War sie denn so häßlich, wie es anfangs schien? Konnte ein Gesicht ausdrucksvoller sein, als dieses hier?

Welch' süße, stille Ruhe und Klarheit war darin, — und wieder wie leidenschaftlich konnten die Augen aufglühen — in zornigem Schmerz.

Einmal legte Anite die Geige hin und sah den fremden Knaben lange an: „Felix heißt du,“ sagte sie langsam, „der Glückliche. Ei, wenn du noch lange glücklich sein willst, — geh' schnell von mir. Siehst du nicht, daß ich das Unglück bin?“

„Anite,“ tadelte er, „wie redest du. Wenn ich bei dir bin, bin ich glücklich. Und du, sag' mir doch, bist du nicht auch ein kleines bißchen froh, wenn ich hier sitze?“

Anite ließ den silbernen Sand durch ihre Finger rieseln. „Auf mich kommt es nicht an,“ sagte sie leise, „ich weiß, ich darf nicht glücklich sein und wer zu mir hält, muß mit mir leiden. Geh' — Felix — geh'.“

„Ich will nicht gehen,“ brauste er auf, „ich liebe dich — Anite. Ich will dich zu mir nehmen und will dich zu Menschen bringen, die dich verstehen und du sollst frei sein — wie die wilden Möwen es sind.“

In Anites Augen kam ein stilles Leuchten.

„Du liebst mich — wunderlicher Junge“, sagte sie ernst. „Du liebst mich, auch wenn du weißt, daß du darum leiden mußt?“

„Ich werde nicht leiden, Anite.“

Sie reichte ihm ihre Geige hin.

„Spiele du einmal auf ihr,“ bat sie, „spiele, du seltsamer Knabe.“

Und er legte den Bogen über die Saiten und strich leise, — leise — wie ein Windhauch nur.

Dann ließ er den Arm sinken.

„Es geht nicht Anite, ich bin es nicht wert“, sagte er leise. Er ergriff ihre Hand und küßte sie.

Als er gegangen war packte Anite ihre Fiedel zusammen, winkte dem Vogel und wandte sich heimwärts.

„Soll ich mich freuen?“ dachte Anite, „oder soll ich weinen?“

Aber sie freute sich; ihr ganzes Herz hängte sie an ihre Liebe, und sie blühte auf wie eine Rose, im Lichte dieser Hoffnung.

Es wurde Herbst. Graugänse zogen die Küste entlang und bunte Enten. Die Oktoberwinde rissen goldgelbe Birkenblätter ab und streuten sie über die Dünen. —

Anite und Felix standen am Strand und freuten sich über die weißen Wellenkronchen, die auf dem bleigrauen Meerwasser tanzten. Horch saß auf Anites Schulter und schrie zuweilen leise auf, wenn sie den Fuß vor den herannahenden Wellen nicht zurückzog.

Anite lachte hell auf. Ach, wie schön hatte sie das Lachen gelernt.

Aber wie sie sich nun schon zwei-, dreimal das schäumende Meerwasser hatte über die Schuhe gleiten lassen, da griff Felix nach ihrer Hand und zog sie heftig zurück. „Du wirst dich erkälten Anite, laß das, — du bist doch kein Kind mehr.“

Eine heulende Böe warf eine neue Welle ans Land, die stärker war, denn die anderen.

Aufkreischend flatterte Horch von Anites Schulter empor. Aber sie stand still und unbeweglich. —

Wie ein Schlag, — wie ein Donner hatte sie dieses Wort getroffen: „Kein Kind mehr.“

In ihren Augen stieg etwas Böses, häßliches empor, wie Zorn und Haß war es beinah.

Sie sah Felix an, und es schien, als konnte sie selbst nicht fassen, was nun in ihr vorging.

Beide Hände streckte sie weit von sich, — wie zur Abwehr. Aber sie konnte nichts sagen.

Er wollte auf sie zugehen und den Arm um sie legen. Aber — wie ein wilder Vogel — entrang sie sich ihm. Sie lief davon, so weit sie ihre Füße tragen konnten, und er folgte ihr nicht, weil er es für Trost hielt.

„Sie wird schon wieder kommen“, dachte er.

Aber sie kam nicht mehr. — Er sah ihre schlanke Gestalt, ihr graues, windgepeitschtes Kleid, von Horch umflattert, in den Dünen verschwinden, und ahnte nicht, daß es das letzte war, was er von ihr sehen sollte.

Anite konnte ihm nicht mehr begegnen. Sie liebte ihn, sie sehnte sich nach ihm — aber sie fand nicht den Weg zurück. Wie ein riesiger, umgefällter Baum lag das Wort darüber, das eine Wort, das sie um ihr Bestes gebracht hatte.

Und sie versank in Leid, Verbitterung und Misstrauen. Das Glück ging von ihrem Wege, und aus der Stille des Waldes, aus dem Rauschen des Meeres klang es ihr nur immer wieder wie ein Todesurteil: „Du bist kein Kind mehr.“

So wurde sie alt und wunderlich — vor der Zeit. Horch suchte sich ein Weibchen, die Saiten ihrer Geige zerrissen und ihre schöne, lebenslustige Mutter heiratete noch einmal und zog in die Stadt.

Sie war heilfroh, als Anite erklärte, sie bliebe in Hillesdorf. Was sollte sie mit dem häßlichen, unsiebenswürdigen Geschöpf auch unter den Menschen!

Anite kaufte sich ein kleines, weißes Fischerhäuschen, weit draußen in den Dünen.

Einmal las sie in einer Zeitung, daß Felix Falk sich mit einem jungen, hübschen Edelfräulein verlobt hätte. Sie lächelte. Und dann schickte sie in die Stadt und ließ sich neue Saiten auf die Geige ziehen. Sie wollte wieder spielen.

Und die Jahre kamen und gingen. Sie brachten dem armen, verlassenen Geschöpf alle Qualen der Einsamkeit und ließen die Dornen und Diesteln des Spottes und der Verachtung an ihren stillen Wegen wuchern.

Und war sie nicht auch dazu berechtigt und bestimmt gewesen, glücklich und gesegnet zu sein? —

Und war es nicht nur ein hartes, unbedachtes und unbarmherziges Wort gewesen, das sie in die kalte Nacht der Einsamkeit hinausgestoßen hatte?

L'INCANTEVOLE ISOLA DEI SOGNI E DEI BACCI

(Die unbesiegbare Insel der Träume und der Küsse)

Von Heinrich Lersch

Ein frommer indischer Prinz, der seine Reise um die Welt mit einem Besuch beim Vater der Christenheit beschlossen hatte, fuhr mit seinem Dampfer von Neapel mit Kurs auf Alexandrien.

Der offenen See entgegen, schon von Heimweh gepackt, wandte er doch sein Gesicht noch einmal dem Norden zu, um mit einem letzten Blick auf die Küste von Europa Abschied zu nehmen.

Vor seinen staunenden Augen leuchteten die sorrentinische Halbinsel und das Eiland Capri im Morgenlicht, die besonnten Nebel der Frühe glühten, wie eine Fata Morgana hing Neapel zwischen Himmel und Erde, ein Gebilde wie aus Gottes Traum.

Er hatte viel Nützlichkeit, Organisation und Technik in Europa und Amerika gesehen und studiert und die Werke der abendländischen Kunst bewundert; nun zog ihn diese zwecklose Schönheit mächtig an.

Er befahl umzukehren und ließ ein Boot aussenzen. Seine Freunde blieben an Bord, und die Diener ruderten den Kahn ans Land.

Drei Tage warteten die Freunde; als ihr Prinz nicht zurückkehrte, suchten sie ihn auf der Insel und fanden ihn nicht. Woche um Woche lag das Schiff unter Dampf; als es endlich abfuhr, wußte niemand, ob der Prinz an Bord sei oder nicht.

Wann und wie der Prinz dieser Insel entkommen ist, hat keiner erfahren. Sein Schicksal vermischt sich bald mit den vielen phantastischen Schicksalen, die auf dieser Insel jäh aufblühten, die geheimnisvolle Schönheit um einen Regenbogen voll Farben reicher machten und im Glänzen und Glühen neuer Sterne wieder versankten.

Was bedeutet ein indischer Prinz im Tempel der Schönheit, in dem sich mongolische Khans, afrikanische Negerkönige, Dollargewaltige aus U. S. A., nordische Holzbarone, deutsche Eisenherzöge und englische Lords heiter und lächelnd opfern?

Seit Jahrhunderten lockt die Insel, diese farbig leuchtende Blüte des Meeres, Kaiser und Könige, Herrscher und Beherrschter des Lebens an sich, beut ihnen ihrer Blume Schatz, daß sie trinken die Räusche und der seligen Betäubungen glühende Dünste, daß sie nehmen das Glück, das die Welt ihnen schuldig geblieben ist.

Sie gibt ihnen den Tod.

Und mögen sie auch ihr Sterbliches zurückretten in ihre Länder und Völker, ihre Seele blieb da als Glanz und Duft und wob sich um das goldene Leuchten der Felsen, schimmerte im blau blühenden Licht der Wellen, und ihr Menschenleid ward zu einem der vielen holden Märchen, die sich die Liebenden erzählen, wenn sie,

satt von Gold, Azur, Wein und Küssem, unter einem Ölbaum
sijzen und die Augen schließen.

Sie erzählen auch die Geschichte des indischen Prinzen.

Der sandte nach langen Jahren die jungen Dichter seines Landes
auf die Insel und gab ihnen die weisesten Gelehrten mit.

Die Gelehrten forschten in den Literaturen, in allen Sprachen,
auf allen hohen Schulen nach Liedern, Märchen und Gesängen dieser
Insel. Die jungen Dichter gingen allen Schönheiten der Insel nach
und litten unerhörte Qualen der Sehnsucht, ohne sie anders als in
Liedern zu befriedigen. Indessen sie sangen und dichteten, die
Gelehrten suchten und forschten, verströmte der Prinz in Heimweh
und Fernsucht.

Nach einem Jahre kamen die Ausgesandten zurück; in feierlichem
Zug holte der Prinz sie am Hafen ab; das ganze Land feierte den
Monat der Kirschblüte als die Zeit der Lieder und Gesänge.

In den Morgenstunden berichteten die Gelehrten und über-
setzten die Bücher, aber an den Abenden tönten die Dichter und
Sänger. Nacht um Nacht fieberten die jungen Dichter, und der Prinz
lohnte und krönte sie mit erhabenen Ehren. Das Fest ging zu Ende,
in der letzten Nacht wollte der Prinz seine eigenen Lieder und
Rhythmen vortragen.

In dieser letzten Nacht der Lieder stand ein Gewitter über
der Stadt.

Der Prinz hatte aus Palisander- und Rosenholz einen riesigen
Scheiterhaufen errichten lassen.

Als die Lühe feurig in das unergründliche Dunkel schlug, warf
er seine kleine Harfe in die Glut und die Rollen seiner Gedichte.

Alle Bücher, Märchen und Sammlungen wurden von den Jüng-
lingen in die Flammen geworfen; die jungen Dichter rasten in Ver-
zweiflung über die Vernichtung ihrer heiligsten Schätze, doch der
Prinz tröstete sie mit seiner Freundschaft und Liebe.

Die Glüten erloschen, das Gewitter brandete um die Berge,
Bliße blendeten, und der Prinz weinte in den Armen der Dichter,

Ohne Sang und Lied, ohne Märchen sank die Erinnerung an die
geliebte Insel dahin. Nur einen einzigen Vers hatte er gerettet aus
dem Irrsal der Vernichtung, nur eine einzige Zeile schien ihm würdig
genug, in sein ferneres, einsames Leben zu klingen.

Den behielt er für sich allein. Keinem Freund, keinem Dichter
verriet er ihn. Nur wenn er, von der süßen Gier der Sehnsucht
überwältigt, einsam in den Wäldern ging, hauchte er ihn in die
dunklen Schatten der Träume und der Bäume; seine Erinnerung
leuchtete wie ein Traumgesicht auf in diesen Worten:

„L'incantevole isola dei sogni e dei bacci!“

„O du unbesiegbare Insel der Träume und der Küsse!“

Aus dem Lebenskreise einer vergessenen Königin^{*)}

Erzählt und wiederberichtet
von Walter Schimmele-Falkenau

II.

Gern folge ich hier der freundlichen Einladung des Herausgebers dieser Heftes und stelle noch einige Urkunden zusammen, die geeignet sein mögen, die ungenaue Vorstellung, die auch die interessierte Öffentlichkeit von der Gemahlin Friedrichs des Großen hat, zu korrigieren.

Um aber diese kleine Betrachtung etwas zusammenzuhalten, will ich mich hier auf die Urteile und Ausprüche über die Königin beschränken, die uns von bedeutenden Zeitgenossen erhalten sind. Ich denke zunächst an den sehr geistreichen und bekannten Geographen Büsching, dessen Erdkunde in wohl dreißig Bänden noch heute in so mancher Schlossbibliothek steht. Büsching nun erzählt uns von der Königin Elisabeth Christine:

„Als die verwitwete Königin von Schweden hier (in Berlin) war, erzählten Ihr Majestät, daß die Prinzessin Tochter derselben (jetzige Frau Abtissin von Quedlinburg) kurz vor der Tafel bei ihnen gewesen sei, um ihnen zu berichten, wie reichlich die schwedischen Reichstände für ihren Unterhalt gesorgt hätten. Ihr Majestät bezeugten darüber Dero Vergnügen, stellten eine Vergleichung des Zustandes, in welchen die Königin von Schweden nun verseket worden sei, mit dem ihrigen an und äußerten dabei so große christliche Zufriedenheit, daß ich niemals etwas Erbaulicheres gehört habe. Bei einer anderen Gelegenheit zeigten die Königin so viel zärtlichen Eifer für den Nutzen und Ruhm des Königs, daß ich herzlich wünschte, der König möchte ein unbemerkt Zuhörer dieser vortrefflichen Reden sein. Von der Größe der Leutseligkeit der Königin will ich diese Proben anführen. Sie ließen mich an einem Montag des Vormittags zu Ihrer Tafel gnädigst einladen, ich trug aber kein Bedenken, diese Gnade diesmal zu verbitten, weil ich nachmittags um zwei Uhr in dem Gymnasium zu lehren hatte. Am nächsten Mittwochen erfolgte eine neue Einladung, der ich gehorsam war. Als ich mich bei Ihr Majestät Eintritt in das Tafelzimmer ehrerbietigst entschuldigen wollte, daß ich vorgestern gewagt hatte, die gnädigste Einladung nicht anzunehmen, fielen Allerhöchst dieselben mir in die Rede, rechtfertigten mich und versicherten, es habe ihren Wohlgefallen, daß ich meiner Amtspflicht den Vorzug gegeben habe. Ein andermal, da sie den Besuch von Höchstero Herren Bruder, Herzog Ferdinand von Braunschweig, hatten, ließen sie mich nach Dero

*) Siehe Jahrgang VI, Heft 1.

Sommerwohnung in Schönhausen einladen und führten beim Anfang der Tafel zur Ursache an, daß ich Bekanntschaft mit Dero Herren Bruder machen möchte, dem gegenüber ich mich diesmal setzen mußte. Etwa ein Jahr vor des Königs Friedrich des II. Tode ließen Thro Majestät mich zur Tafel einladen, und diese war an einem Orte, der mir der allerangenehmste war, nämlich in dem Vorzimmer Dero Cabinets, aufgeschlagen. Da ich schon seit langer Zeit die Einladungen vornehmer und hoher Personen ausgeschlagen hatte, so beschloß ich, auch den letzten Faden, der mich noch mit der großen Welt verband, zu zerreißen. Nach der Tafel trat ich zur Königin und redete sie auf eine Weise an, die sie vermutlich noch nicht erlebt hatte. Thro Majestät, sagte ich, habe mich schon seit langer Zeit in mein Schneckenhaus zurückgezogen, habe es aber heute auf Höchstderojelben Befehl verlassen, um mich persönlich und mündlich für Dero mir auf die heutige Weise erwiesene Allerhöchste Gnade zu bedanken. Die Königin verstand mich und redete selbst von meinen vielen Arbeiten; ich versicherte, daß ich die mir erwiesene königliche Gnade lebenslang im Gedächtnis behalten werde, verehren und preisen werde und empfahl mich alleruntertünigt und Thro Majestät entziehen mich mit der ihnen eigenen Leutseligkeit.

Ich fordere alle diejenigen auf, die an königlichen Höfen Zutritt gehabt oder noch haben, Beispiele gleicher, ich will nicht sagen noch größerer königlicher Vortrefflichkeit und Leutseligkeit anzuführen, als ich hier von der unvergeßlichen Königin Elisabeth Christine aus eigener Erfahrung erzählt habe."

Diese Zeilen stehen in der „Eigenen Lebensgeschichte“ des Dr. Anton Friedrich Büsching, Seite 576 — 578 (Halle 1789).

Und sehr hinweisend auf die richtige Erfassung des Verhältnisses der königlichen Gatten zueinander ist auch die Stelle im Testamente des Königs, die sich mit dem ferneren Leben der Königin befaßt. Muß ich vielleicht auch gerade diese Notiz hier als bekannt voraussehen, so soll sie doch der Vollständigkeit wegen mit angeführt sein.

„Der Königin, meiner Gemahlin,“ heißt es im Testamente, „vermache ich zu den Einkünften, die sie schon bezieht, noch jährlich 10 000 Taler als Zulage, zwei Faß Wein jährlich, freies Holz und Wildpret für ihre Tafel. So hat die Königin versprochen, meinen Neffen zu ihrem Erben einzusetzen. Da sich übrigens kein schändlicher Ort findet, ihr denselben zur Residenz anzugeben, so mag es Stettin dem Namen nach sein. Doch fordere ich zugleich von meinem Neffen, ihr eine anständige Wohnung im Berliner Schlosse frei zu lassen. Auch wird er ihr jene Hochachtung erweisen, die ihr als der Witwe seines Oheims und als einer Fürstin, die nie vom Tugendpfade abgewichen, gebühret.“

Und über der Königin stark ausgeprägtes religiöses Gefühl, dessen Betonung von kaum einwandfreien Historikern als Frömmelei ausgelegt wurde, erzählt uns der Professor Ulrich in seinem Buche „Ueber den Religionszustand in den preußischen Staaten seit Friedrich dem Großen“ viel Wissenswertes. Dem ersten Bande dieses in der Wengandschen Buchhandlung in Leipzig herausgekommenen Werkes entnehme ich folgende kleine charakteristische Stelle:

„... Ein großer Teil der vornehmen Berlinischen Einwohner unterscheidet sich durch wahre, alte Frömmigkeit. Ich habe wohl eher, wenn Sack (Consistorialrath und lutherischer Beichtiger der Königin. D. Verf.) predigte, ein sehr glänzendes Auditorium von Zuhörern gesehen. Die erhabene Landesmutter, die von allen Preußen so geliebte Königin steht an der Spitze. Und dieses Beispiel ist allerdings kräftig genug, auf die edel denkenden Höflinge und auf die übrigen gut gesinnten Adligen einen starken und bleibenden Eindruck zu machen. Sie wartet fast alle Sonntage in ihren Zimmern den Gottesdienst ab, und der Hof ist alsdann auch gegenwärtig. Sie pflegt mehr als einmal im Jahre mit dem Hofe zu communizieren (lutherisch). Ihre liebsten Geistlichen, die am meisten vor ihr predigen, sind die Herren Dietrich, Sack, Spalding, Troschek, Noltenius, Erman, Bruhn, Küster, welche — je nachdem es ihr gut dünkt — zur Predigt aufgefordert werden. . . .“

Und der eben erwähnte Probst Spalding, der im Juni 1764 nach Berlin kam, führt in seinen Lebenserinnerungen, die sein Sohn im Verlage des Hälleschen Waisenhauses 1804 herausgab, nachstehende Zeilen an, die auf die Königin Bezug nehmen: (In der auf den König gehaltenen Gedächtnisrede.)

„... was muß es nicht sein, in dem größten Mann und dem größten Könige noch zugleich den Gemahl, den Bruder, den Anverwandten zu bedauern, der der Verehrung so würdig war, und aus so vollem Herzen verehrt ward. Gott erheitere die Seele der so innigst verehrten und unser aller Herzen so teuren verwitweten Königin durch die edlen Grundsätze, deren göttliche Kraft sich an ihr in allen Erfahrungen und Handlungen ihres Lebens so herrlich bewährt und so rührend erbaulich gezeigt hat. Und er mache sie auch darin zu einem sichtbaren Beispiel von den seligen Wirkungen einer richtig erkannten und lebhaft empfundenen Religion. . . .“

Doch die Verehrung für die Königin fand nicht nur Worte innerhalb der Geistlichkeit, auch z. B. Küster, der die Lebensrettungen Friedrichs II. im Siebenjährigen Kriege zum Vorwurf einer umfangreichen wissenschaftlichen Arbeit genommen hatte, findet als Militär in der Widmungsseite seines Werkes für die Königin begeisterte Worte. Er schreibt:

„ . . . Die Stimme der unparteiischen Wahrheit sagt: daß sich Thro Majestät durch eine vieljährige große Reihe wahrhaftig erhabener moralischer Edeltaten die tiefste und liebevollste Ehrerbietung aller Edlen erworben haben. Seit fünfzig Jahren bin ich hiervon beobachtender Zeuge gewesen und von Jahr zu Jahr ist meine innigste Ehrfurcht gewachsen; denn ich habe oft mit freudigen Lobpreisungen Gottes gesehen, wieviel Gutes für Verstand, Religion, Herz, Sitte und Wohlfahrt in allen Ständen durch Thro königliche Majestät hohes Beispiel und tätige Wirkung gegründet und befördert worden. Nie, nie werde ich vorzüglich jene frohen Magdeburgischen Stunden vergessen, in welchen ich Thro königliche Majestät als Muster der höchsten, tugendvollen Gottesverehrung und des heldenmütigen Vertrauens auf Gott öffentlich beten sah und besonders sprechen hörte. Auch dann, wenn Feige zitterten und Weitkluge bedenklich wurden, blieben Thro königliche Majestät die durch Gott unerschütterlich gestärkte Heldin, in froher Hoffnung auf die Zukunft.

Und nun nahe an den Grenzen meiner Erdenbahn sehe ich Thro königlichen Majestät Hoffnungen erfüllt und übertroffen. Thro königliche Majestät flehten in jenen lebensgefahrvollen Tagen zu Gott um Lebenserhaltung des großen königlichen Gemahles. Er kam lebend, siegend und glorreich Frieden bringend aus vier großen Kriegen unverwundet zurück. . . .“

Eindringlicher aber noch als alle anderen Worte vermögen gewiß die wenigen Sätze zu Ehren der Königin Elisabeth Christine sprechen, die in den Werken Moses Mendelsohns im Band 6, Seite 415 (verlegt in Leipzig 1845) stehen:

„ . . . Erhalte uns die Mutter dieses Landes, welche in der Not für uns gebetet hat! So flehten die Mosaischen Glaubensgenossen in der Friedenspredigt 1763 für die preußische Königin. . . .“

Und zum Schluß noch eine Probe aus den Lebenserinnerungen des feingeistigen Erman, die unter dem Titel „Mémoires pour servir à l'histoire de Sophie Charlotte, Reine de Prusse“ von seinem Sohne Paul Erman, der der Königin Korrektordienste geleistet hatte, herausgegeben wurden in Berlin 1801. Dort steht Seite 22:

„ . . . (Uebersezt aus dem französischen Text.) Die Königin Elisabeth Christine, Gemahlin Friedrihs II. bestieg den Thron mit einem so großangelegten und tugendhaften Charakter, der ihr — man vergleiche alle Berichte — immer Bewunderung und Verehrung eingetragen hat. Ihre erstaunliche Aktivität erlaubte ihr, die inneren und äußernen Pflichten ihres Tages voll zu erfüllen die Aufgaben für die Hausfrau zu lösen, sich der Literatur wie auch eigenen literarischen Arbeiten sehr zu widmen. In den zahlreichen Katalogen sieht man voll Erstaunen die französischen Uebersetzungen

angeführt, die sie aus den besten moralischen und religiösen Schriften des damaligen Deutschland angefertigt hatte. Proben ihrer großen Vielseitigkeit waren auch die unvollendeten Handschriften eigener literarischer Arbeit. Sie weilte täglich einige Stunden in der schön-literarischen Bibliothek, die sie selbst zusammengestellt und hernach ihrem Schwager, dem Prinzen Heinrich, überlassen hatte. Nichts war ihr in der deutschen und französischen Literatur fremd. Ihre Bekanntschaft mit der Geschichte erstaunte gleichfalls die Gelehrten, die sie der Unterhaltung würdigte. Bis an ihren Tod bewahrte sie die völlige geistige Frische . . .”

*

Ich habe mich bemüht, nur solche Zeugen aus den Zeitgenossen zu berufen, die sachlich zu urteilen verstehen, die nicht unter dem Verdacht des höfischen Lobpreisens nun Wunderdinge erzählen von einer Königin, für die sie als gewöhnliche Sterbliche kaum einen Blick übriggehabt hätten. Aber die hier zitierten Namen sind über diesen Verdacht erhaben, und man darf den lobenden Worten genau so innig glauben wie den tadelnden. Vielleicht ergibt sich noch einmal eine Gelegenheit, an dieser Stelle wiederum eine Reihe Zeugen dafür zu laden, daß Elisabeth Christine eine würdige und kluge Königin war, die wohl wert sein durfte, neben dem größten Könige auf Preußens Throne zu sitzen *).

Burschen vom Niederrhein

Fuck Lorenz

Von Heinrich Lersch

Versprechen und Halten, steht schön bei Jungen und Alten, so sagen die klugen Leute. So sagte auch Fuck Lorenz, den sie den „Wilden“ oder auch „Garibaldi“ nannten.

Dem Fuck kam selten ein Versprechen über die Zähne weg; und alle Beteiligten hätten lieber gesehen, der Fuck hätte sein Wort nicht gehalten. Dass er es hielt, war meistens sein und anderer Leute Unglück.

Er hatte das Worthalten von seinem Vater gelernt. Darum stand er mit dem nicht sehr gut. Trotzdem war der Alte stolz auf seinen Sohn, der eines Tages zum Militär musste.

Vater Lorenz brachte ihn zum Bezirkskommando, ging neben ihm zur Bahn und versprach ihm dästige Pakete und schwere Soldatenbriefe.

*) Vgl. Schimmel-Falkenau: „Elisabeth Christine, die Kronprinzessin“ und „Elisabeth Christine, die Königin“. Garverlag, Friedeberg a. Q.

„Fuck,“ sagte er ihm ins Ohr, „ich weiß, daß du es schwerer hast als deine Brüder, die von Mutters Blut ruhig und gemächlich sind; du bist einmal ein Fuck und ein Donnerkeil, wenn du dich aber nett aufführst bei den Preußen, geb' ich dir, wenn du wieder kommst, den Lorenzhof ganz allein. Machst du mir aber Schande, so teil ich ihn den andern, und du kriegst nichts. Versprich mir.“

Da lachte ihm der Fuck ins Gesicht hinein und sagte: „Vadder, ich hab' dir noch niemals Schande gemacht, ich bin doch dein Fuck, ich versprech' dir, ich schick mich bei den Preußen, wie sie es verdienen.“

„Dann, dann, Fuck, dann erben die andern!“ schrie der Alte ihm zu.

Fuck legte sich mit dem Bauch aufs Wagenfenster und schrie aus dem schon fahrenden Zug: „Dann, dann klatsch ich dich!“

Wie sich der Fuck geschickt hat, ist nicht bekannt. Der Alte gab ihm den Hof nicht und teilte ihn auch nicht an die andern. Es blieb, wie es war, die Geschichte wurde vergessen.

Der Fuck richtete sich eine Schmiede ein, ward ein tüchtiger Meister, handelte sich mit Pferden reich, soff und lumpte sich wieder arm, wie es gerade in den Sternen stand.

Eines Tages saß er am hellen Mittag in der Schenke mit Rossäschern und Zigeunern am Kartenspiel, da kam sein Weib mit einem Knecht vom Lorenzhof. Der Knecht meldete, Fucks Vater sei am Sterben und verlangte nach seinem Sohn. Fuck war gerade am Gewinnen, hörte nur halb zu und schrie: „Glöck mott der Mensch han!“

Am späten Nachmittag kam ein zweiter Knecht eilig geritten; dem ließ er ein Essen hinstellen, und als der Knecht das bidden hatte, war das Pferd und Fuck fort.

Der Knecht ging, in der Meinung, Fuck wäre mit dem Pferd zu seinem sterbenden Vater geritten, zu Fuß den vier Stunden langen Weg.

Als er nach Hause kam, war weder Pferd noch Fuck zu sehen.

In der Nacht starb der Alte. Am anderen Morgen kam Fuck, voll Dreck und Speck, die Pfeife im Mund, geritten und klopste ans Fenster.

„Was hab' ich geerbt?“ schrie er in die Trauerversammlung hinein.

Während die Nachbarn den Toten aufs Schoof legten, ging er mit seinen Brüdern zum Notar. Er bekam den Hof natürlich nicht.

Ganz ruhig ging er mit den Brüdern ins Sterbehaus, ruhig trank er mit ihnen Kaffee und ging, als die Nachbarn aus dem Totenzimmer kamen, in dasselbe hinein.

Da, als nach altem Brauch der Rosenkranz gebetet wurde, hörten sie in der Totenkammer lautes Sprechen und Schimpfen. Es klatschte wie von Ohrfeigen, die Nachbarn stürmten die Treppe hinauf, da kam ihnen der Tote schon entgegengefallen.

Der wütende Garibaldi stand oben auf der Treppe und warf den Eindringenden den Sarg, das Kreuz, die Blumentöpfe entgegen, schmiß Kränze und Stühle, alles, was ihm in die Finger fiel, auf die Nachbarn hinab.

Mit einem Satanslachen sprang er von oben die Treppe hinunter in die Leute, trampelte, schlug, trat die Menschen aus dem Flur, jagte sie in den Hof und ging auf die Straße.

Dann stopfte er sich zuerst seine Pfeife, zündete sie an, stieg von der Fensterbank auf das Pferd und ritt davon.

Drei Tage später hatten sie ihn, ob auch der Richter fragte, er machte seinen Mund nicht auf und verteidigte sich nicht. Erst als er verurteilt war, sagte er zu seinem Bruder, leise, daß es niemand höre: „Das tut mir leid für die ganze Familie, aber der Alte hat es nicht anders gewollt. Daz er mir nichts vermachte, das war seine Sache, er wußte ganz gut, daß ich ihn dafür klatschen würde, wir sind quitt, ich hab' meine Sache!“

Und er saß seelenruhig seine drei Jahre ab.

Klarer Herbsttag

Von Werner Schulz-Oliva

Hoch über die geernteten Felder zieht Vogelflug. Manchmal fällt ein heiserer Schrei herab wie ein welkes Blatt von den alten Pappeln unten am Bach. Dann ist er vorbei.

Weit hinten auf einem Kartoffelacker hockt eine lange Reihe schwarzer Punkte. Das sind Frauen, die die letzten Früchte bergen. Es ist deutlich zu sehen, wie sie sich in gleichmäßigen Zeitabständen vorwärtschieben, unermüdlich, unaufhaltsam. Sie lösen sich von der Erde, werden Symbol der mühsam vorwärts strebenden Menschheit. Den Segen ihrer Arbeit hat die Zukunft.

Dort wo Himmel und Erde eins werden und in einander aufgehen, stehen die schwarzblauen Schatten endloser Wälder. Sie sind klar und scharf gezeichnet wie Silhouetten.

Die Luft ist durchsichtig und die untergehende Sonne schwimmt wie ein großer, roter Ball zwischen kleinen, weißen Wolken, die ganz zarte Lönung haben.

Die blassen Fenster der verwüsteten Käte am Bahndamm spielen in goldenen Farben. Das kommt von der Sonne!

Die unendliche Natur ringsum ist ernst und still. In ihrer abweisenden Herzheit gleicht sie der Totenmaske eines großen gewaltigen Meisters. —

Ein schwarzer Vogel, der am Wegrand saß, flattert hoch und kreischt ein schrilles Lied. Er ahnt, daß der Sommer stirbt und hat Furcht vor dem Winter.

Speditionshaus H. Hoffmann sag.

(Inh.: Heinrich Schärfke)

Schneidemühl

Grünstraße 4/7 und Bromberger Straße 51
Tel.: 68 Drahtanschrift: Speditionshaus Hoffmann Tel.: 453

Spedition * Möbeltransport * Zollspedition

Patentverschlussmöbelwagen in allen Größen.

Erstklassige Packer. * Große massive Lagerhäuser.

Aufbewahrung v. Wohnungseinrichtungen usw.

3341

Alle Aufträge werden unter persönlicher Leitung
sorgfältig ausgeführt.

Hochzeitswagen Reisefuhrwerk Holz, Kohlen, Briketts

Rundschau

Wenn die Heide blüht!

Von Ludwig Hinrichsen

Vom Kirchspiel Knüttelsticken trägt der frische Frühwind morgenmürrische Glockenklänge herüber. Aus ihrem Nebelbett steht langsam die einsame Sicht auf, drüben auf dem Wilseder Berge. Unten ist alles noch in graue Decken gehüllt, der Wald, die Felder und die Heide. Der einsame Padd, auf dem ich stehe, schimmert rechts und links von hunderttausend Diamanten. Hier hat das sperrige Heidekraut den schillernden Spitzenschleier der Nacht zerrissen. Aus den Fuhren tropft es, und der schwarze Marchangel ist ganz eingesponnen von silbrig glänzenden Fäden. Der Kuhnberg oberhalb der ganz einsamen, breiten Eiche reckt seine breite Brust hervor und macht sich Luft. Das blankblaue Meer der Unendlichkeit über ihm, auf dem einzelne, weißflockige Wolken segeln, hat ihn wachgerufen. Die Eiche selbst schläft noch. Erst wenn der Schnellzug vorüberraselt und die weißen Rauchschwaden ihr unter die Nachtkappe kriechen, dann kommt ihre Zeit. Das ist der echte „Boom up stillle Heide“ aus dem Volkslied. Krähe und Elster schlagen sich aus seinem Geäste den Behausungen der Menschen zu, und auch die Heidelerche, die sich von seinem Stande loslöst, um sich in Glanz und Bläue zu baden, macht noch keinen Tag. Das tut erst der hochsitzige Bauernwagen, der jetzt unten den tiefen Sandweg heraufkommt, mit seiner ernst-feierlichen und doch so lustigen Fracht. Bunte Um- schlagtücher, rote Rosen über sargtristem Schwarz und hohe Hüte von Anno Toback. Das tut der Kuhnberg, der jetzt in den blanken Spiegel guckt, sich über das struppige Haar fährt und dann, breit- lehnig wie ein Bauer, im offenen Fenster liegt. Es tut vollends das stolze Wikinger-Geschwader, das jetzt den Weltozean durchsticht. Rotumrandet, schwarzleuchtend Bug und Steven. Das eine Segel wie Feuer glühend; über dem hohen Rund blinkende Speere und Beile. Siegesfahrt, von unendlichen Fernen herkommend, zur Heimat zurück, in ewig unrätselbaren Weiten. Und dann natürlich die Sonne. Nachdem Glockentöne und Menschensehnen sie gerufen, ist sie plötzlich da mit einem Gesicht, als wollte sie sagen: „Was wollt ihr denn eigentlich? Sonntags schläft man sowieso etwas länger, und eure Nebel und Dünste haben es ja auch gar nicht so eilig.“ Sie ist da! Der Sandweg glimmt und flirrt, und die tropf- klaren Diamanten werden zu Rubinen, strahlen zwischen dem Schwarzgrün der Tannennaoeln und klimpern leuchtend ins Kraut. Der rote Beiderwandrock hat die Sonne zuerst gesehen. Langsam kommt er von Wilsede her, mir entgegen. Er ist noch weit, aber ich sehe eine Veränderung, die mit ihrem Träger geschehen ist, seit gestern und vorgestern. Ich vermisste die Harke und die breitrandige, weiße Kapuze. Das Mädchen trägt auch Stiefel und einen langen Rock. Das schelmische Heidekraut ist sichlich enttäuscht. Aber wie

das Mädchen näherkommt, blänkert in ihren Augen die Frühsonne, und der gelbe Randstreifen des Psalmbuches glänzt, als wäre er von eitel Gold. Ich ziehe mich hinter eine Knüppelfuhré zurück und lege mich ins hohe Kraut. In der Wildnis bin ich, im Urwald. Um Kopf und Brust nichts wie schwarzglänzende Stämmchen auf silberweißem Grunde, der zirpend lebt, krabbelt und webt. Ueber meinen Augen das All, das zu mir herunterzittert und mich hinaufhebt. Auf einem mosigen Wetterstein ruht meine Hand; das ist der Kopf eines Riesen, der vor abertausend Jahren, vom Norden hergesegt, hier niedersank. Vor meinem Ohr surrt vielstimmiger Gesang. So leise, daß ich das Ohr schärfen muß, und doch so eindringlich und stark, daß ich mit emporgehoben werde in die undurchdringliche, tiefe Allwelt. Das sind die Bienen, die den Sonntag nicht vom Werktag unterscheiden können. Das ist der Gesang der Erde, der sich den Himmel erwirbt. Die Erde vermählt sich mit dem Himmel zum Leben und Sterben! „Heute ist Hochzeit,“ rufe ich halblaut. Der Stein unter meiner Hand wird warm, als riesele Blut in ihm. Meine Finger spielen in seinem krausen Moosgelock. Wenn es jetzt Nacht wäre, würde er zu reden anfangen, und ich könnte ihm in die harten, tiefen Augen sehen, und es wäre nicht anders, wie der Blick des Bauern, den ich gestern bei seinem Eichenbolzenzaun unter dem Kamp ansprach. Bauer Meier, Erbe und Besitzer des tausendjährigen Meierhofes. Boden und Bauern — Fleisch und Stein! Da lacht mich eine helle Stimme an; auf dem weißen Padd vor mir leuchtet es rot. Mike oder Lina, Trina oder Else, oder Gesa, einerlei wie sie heißt, der rote Beiderwandrock geht vorüber, ich beuge den Kopf und recke den Rumpf empor. Wie benommen bin ich von Duft und Glanz und glihernden Blendfarben. Ein paar blaue Augen grüßen mich und lachen. „Das Haar ist so gelb,“ denke ich und suche nach Strohhalmen unter dem modischen Hut. „Dat is woll schön, wen de Heid sobleit, as äwerjor!“ Dann ist sie vorüber. Blinzeln sehe ich ihr nach; der Sonne Glast wird vom roten Scheine aufgesogen und tanzt im brütenden Flimmern über der Flachheide. Leuchtfarben — Brandfarben. Der Stein ist fast glühend. — Und da schreitet der Beiderwandrock dahin und sprüht Licht und Flammen aus. In Sehnsuchtsweiten entzündet sich die Welt. Heidüberquer durch das hohe Kraut fliegt es. Ist es das Mädel, des langen Rockes, der Stiefel und der Strümpfe ledig, oder ist es die Sehnsucht nach Licht und Leben und nach Liebe? Das ganze weite Land, bis dahin, wo der Himmel der Erde sich nähert zu heißer Umarmung, ein Meer erfüllter Ahnung! Die Heide ist entzündet, die Liebe fliegt übers Land. „Einmal wird auch sie älter werden, wenn sie ausgeblüht hat.“ „Wie meinst du das, Alter?“ Ich beuge mich dicht an den Wetterstein heran, um besser zu hören, was er redet. Er spricht in tiefem Bass tausendjähriger Erfahrung. Ich schließe die Augen und träume. Vor meinen Ohren summt das alte Volkslied — „Und de Boom steit up de Heide“ —, dann verwirren sich meine Gedankenreihen. Ein Vorweltrieße, der sein Beil an jenem harten Felsblock schleift, vielleicht ist er aus dem Wolkenboot herabgestiegen. — Er scharrt den Grund von Heidekraut und Renntiermoos frei und stampft in das frei werdende Gestein hinein, daß es weithin schallt. Aus dem Krattbusch hinter dem Berge, in dem die Krüppeleichen, Sprossen uralter Stümpfe im moorigen Grund, einen Todeskampf gegen

das kleine wuchernde, gierige Wildgewächs bestehen müssen, schlagen helle Flammen, und um die alte Eiche gruppiert es sich wie zur Abwehr; mit Säcken und Hacken und Schaufeln — die Bauern. Und unten vom Steingrund beim verstreuten Hünengrabe hebt sich's auf, vom Steinschall erweckt, jene Nebelgestalt aus November-schauern gewoben. Rote Vogelbeeren in den flatternden Haaren — die starken festen Brüste leuchtend weiß im Winde und die Hände erhoben, gespreizt in den niederhängenden, treibenden Wolken: Als müßte sie sie niederzerren auf die Erde, niederreißen. Bauer, schließ die Hoftür und verschließ die Fenster! Die Fei, die Heidefrau ist aufgeschreckt. Der Hirsch schreit und der Rehbock schrekt, und die herbe Wildfrau ruft die Urkraft auf über die Heide! — Spuk — Traum, ich springe auf. Wie? Wirklich Feuer? Ein rotes Flirren, ein Flittern vom Blauviolett bis zum strahlenden Purpur, hangauf, hangab, darinnen, wie blühend keusche Mädchenhaut, sonnenzitterige Sandpfade und Wacholder und Föhren und Birken und Kurzeichen im Glitzermeer eines betörenden Leuchtens. Die Heide ist erblüht. Ein Sonntagsschlachter hat sie wachgemacht. Lerchen jubeln es, der Eichenhäher krächzt es wildlüstern, die Krähen schimpfen es wütend; Falter tragen und glänzen die Kunde von Strauch zu Strauch, und tausend kleine Schwarmgeister summen denselben Vers zu rhythmischem Ueberschwang empor. Und die Sonne lacht.

Wenn die Kirche aus ist und Clementspreester den Segen gesprochen haben wird, wenn das däftige Mittagsmahl vergessen und das Vesperbrot verzehrt ist, dann wird Klasjörn mit der Fiedel und Hansohm mit der Klarinette und Däskrischen mit dem Brummbaß, der ganze lustige Fiedelkram, diese Straße ziehen. Und sie werden auf die Sonne schelten und keinen Blick haben für die Jungfrau, die bräutlich geschmückt, mit dem besten Goldgeschmeide im Haar, dem vollen, starken Sonnentag an die Brust fliegt. Und eine knappe Stunde später geht's im Dorfkrug da unten, hinter den Eichen, los. Da schwenkt der Beiderwandrock über die Tenne und wird nicht müde, wie der Staub auch flirren und der Atem auch keuchen mag. Und wenn der ewige Junggeselle, halb schelmisch, halb neidisch mit seinen Männeraugen hinter der Wolkewand über dem Kratt herüberlugt, dann wird er all sein Silberlicht gebrauchen, daß die beiden den Weg nicht verlieren, die da im Beiderwandrock und er in der Joppe und dem grauen Hut mit der Spielhahnfeder dran. Und hier werden sie niedersitzen, just hier, wo der Riese aus der Steinzeit saß und meine Hand über ungezählte Jahrhunderte hinstreicht. Und die vieltausendjährige Augen werden sich schließen, und der Mond wird nicht sprechen, denn er weiß wohl: Es ist wie es war und wie es für alle Zeiten sein wird. Und das Herz wird der Jungfrau davonhüpfen, über den dunklen Purpur hinaus, soweit die blühende Heide reicht.

Meinen Weg kreuzen drei Mädchen und drei Burschen. Sechs Menschen und fünf Supfgeigen. Wandervogelgejip. Sie singen der Welt, der Sonne, den Lerchen und den Bienen zum Trost. Sie gingen gegen den Kuhnberg an und in den Kratt hinein und singen der alten Eiche ihr schönstes Lied. Und sie merken es nicht, nein, ihre Liedgeschwellten Brüste merken es nicht, sie spüren nur, wie sie immer leichter werden, sie fühlen, wie ihre Herzen davonspringen, aus dem engen Gehäuse des Zwanges und der Gewohnheit heraus.

Die treiben sich jetzt irgendwo im Lichtbereich herum, spielen Kriegen mit den Bienen, taumeln mit den Libellen und verkriechen sich im Hülsenengebüsch, wo der Dachs Freiwohnung hat, im dichten Kratt. Und wenn sie am anderen Tage das Hamburger Pflaster wieder treten, dann merken sie's an der Sehnsucht, daß ihnen gestern ein Stück ihres Selbst verlorengegangen ist. Aber das Wiedererwerben ist ein gar schweres Ding, denn die Heide hält fest, was sie hat und spinnt es ein, denn Mike oder Trina, oder Else oder Gesa, oder wie sie heißen mag, hat ja selbst ihr Herz verloren, als sie den Sonnenweg entlang ging und die blühende Heide zum Leben und zur Liebe erweckte.

Wenn der Novembersturm in Seestiefeln die Elbe heraufstürmt und bei Hohnsdorf ans flache Land steigt, wenn der Kühnberg Besuch hat und die Fichte bei Wilsede wieder ein paar Äste lassen muß, dann schreitet eine blasser, wildheilige Frau über die rotbraun schillernde Heide und liest die Herzen zusammen. Und alle zerklügten Schelmen- und Liebeslieder, die der Bienen und die der Zupfgeigen, leben auf in wildem Klageton der reisen Frau, und der alte Riese bei dem vieltausendjährigen Stein — aber noch blüht sie, die junge, die glückliche, die liebende Heide, und wer ein Herz zu verlieren hat und wer Mut hat, der mag es ihr bringen.

Wilhelm Scharrelmann, der Dichter und sein Werk

Zum 50. Geburtstage

Von Franz Mahlke

Die Wahrheit des Wortes, daß der Mensch nicht die Kunst erwählen soll, sondern daß die Kunst den Menschen erwählen müsse, hat das Leben an Künstlerschicksalen hinreichend erwiesen. Den Selbstgefälligen, Vermessenen hat es gezeigt — zeigt es noch und wird es immer tun —, daß sie nichts erjagen, sofern sie nichts fühlen, und so werden sie in die materialistische Ebene abgetrieben. Die anderen — und die Zahl dieser Einsichtigen ist gottlob größer — tun ihr Tagewerk, harren geduldig, horchen in sich hinein, suchen nicht in der Außenwelt, sondern finden in sich aus der Summe ihrer Erfahrungen, ihres Erleidens, Erlebens die Aktivität des Künstschaffens. Es kommt eigentlich immer nur auf eins an: auf das Licht, das einer im Herzen trägt, das stille Licht, das alle Menschen und Dinge liebend in seinen Bannkreis hüllt, das ergebundene, ewigkeitverwandte Licht der Liebe. In seiner eigenen Schatzkammer wirkliche Lebenswerte zu wissen, sie zu hegen und zu pflegen als den einzig unverlierbaren Wert, das ist an sich beglückend — sie aus sich herausstellen und zugänglich machen als Kulturwerte für innerlich verarmte, forschreitend mechanisierte Zeitgenossen, das sei zur Pflicht erhoben für alle Künstschöpferischen.

Unter diesem Gesichtspunkt Wesen und Werk des Bremer Dichters Scharrelmann zu sehen und zu würdigen, dürfte sein 50. Geburtstag besonderer Anlaß sein. Wenn man die reiche Zahl seiner Bücher vor Augen hat, ist man versucht, über jedes eine Abhandlung zu schreiben. Was die Arbeiten Scharrelmanns so wertvoll macht,

ist die innige Verbundenheit des Schöpfers mit seinen Gestalten und ihrer Umwelt. Die herbe Schönheit der Seele niedersächsischen Menschentums erschließt uns Scharrelmann immer wieder, zeigt uns die treu zu heimat und Herd stehenden Menschen, die bei aller der nordischen Natur gemäßen Sprödheit das unmünzbare Gold urdeutscher Innigkeit in ihren Herzenstrühen bergen. Und damit wird er zum Offenbarer seiner eigenen Innenwelt. Denn die Echtheit der dargestellten Menschen und seelischen Landschaften bedingt eine gleiche Schönheit und Vollreife der dichterischen Persönlichkeit. Bei allem inneren Reichtum seiner Gestalten bleibt er einfach in der Darstellung, und das ist es wiederum, was Scharrelmann als den unkomplizierten Charakter erweist, der, auf festem Grunde stehend, mit ruhiger Hand und ruhigem Herzen das tut, was sein Gewissen von ihm fordert. Wie die niedersächsische Heimat ihm Fernsicht in blühende Weiten gewährt, so beherrscht sein inneres Auge die seelischen Bezirke der nordischen Menschen. Was immer er uns aufzeigt, eine erhebende, bezwingerde, herzstärkende Note schwingt darin. Er ist ein Meister der Skizze und Erzählung. In wundervollen Tönungen weiß er zu malen. Ganz seltene Lichter setzt er auf. Und ein andermal, in seinen Romanen, vollendet er mit wuchtigen breiten Pinselstrichen sein Werk. Man wünscht diese Bücher in jedes Haus. Wer so wie Scharrelmann Gelegenheit nahm, in der Psyche des Volkes und auch besonders der des Kindes zu rätseln, zu deuten und zu lesen, der mußte zu dem Glauben an das Gute im Menschen kommen und diese hehre Ueberzeugung weitergeben. Da ist die Geschichte einer Kindheit „Piddl Hundertmark“, die uns lange nachgeht; denn ein herzhafter, lebensstarker Zug weht darin. Oder die Bilder und Geschichten, über die er „Fahrt ins Leben“ schrieb. Eine kindhafte Reinheit atmet uns an, eine seltene Leuchtkraft tragen diese Arbeiten. In dem Roman „Täler der Jugend“ wird das Schicksal eines vielerlei Widrigkeiten bezwingenden Arbeiter-Künstlers dargestellt. Wer liest nicht immer wieder gern die „Geschichten aus der Pickbalge“, „Rund um Sankt Annen“ und „Die Hochzeit in der Pickbalge“, diese feine Bühnendichtung, die uns Bremer Bilder so greifbar nähert! Es ist ihm vergönnt, Wilhelm Raabesches Lebensgut zu besitzen und auszuteilen: die beschauliche Betriebsamkeit in den Giebelgassen zu gestalten, wie die Wunder der Sternennächte zu schauen und zu verschenken. Das aber bedeutet nicht geringeres als deutsches Heimat- und Menschentum in seinen Wurzelkräften nähren. In dem Almanach „Schweigende Liebe“ zeigt er Menschen, die das leidhaft-göttliche Geschenk der Liebe als vorenthaltenen Besitz lockend nahe haben, ohne doch jemals die Süße auskosten zu dürfen. Ihr Heldenamt heißt — Schweigen. In einem tiefen Buche, „Traumland“, wirft der Dichter theosophische Probleme auf und rundet eine Lebensphilosophie heraus; wir greifen immer wieder dazu und wissen: inter folia fructus. „Alle Dinge klagen in dieser Welt, weil der Mensch kein Verhältnis mehr hat zu den Dingen. Er hat seinen Verstand als Herrn über sie gesetzt und der Verstand ist ein Sklavenhalter, aber kein Freund der Dinge. Er zerstört sie, peitscht sie, zwingt sie in unseren Dienst und belästigt sie. Aber die Dinge rächen sich und haben ihr wahres Gesicht vor ihm verborgen. Darum wissen nur noch Kinder und hier und dort ein wunderlicher Greis, der wieder zum Kinde

geworden ist, was es heißt, einem Dinge Freund zu sein, einem Baum, einer Pflanze, einem Tier, einem Stern oder einer Wolke, wieviel mehr einem Menschen Freund zu sein, einem Menschen sich nahe zu wissen, den man liebt.“ Oder an einer anderen Stelle: „Der eine versucht es zu malen, der andere dichtet's, der dritte schaut es in Bildern und hat keinen Ausdruck dafür, der vierte singt es, der fünfte erstickt es im Alkohol, versteckt es unter Scherzen, begräbt es unter den Geschäften des Tages — aber es stirbt nicht. Es flüchtet sich in unsere Träume, bewegt unsere letzten Gedanken und selbst in der Nacht der Verzweiflung bleibt eine leise, ferne Hoffnung in uns, daß unserer unausgesprochenen Sehnsucht eine Erfüllung vorbehalten ist.“ In „Hahnemanns Liebesgarten“ stellt Scharrelmann die ergreifende Tragödie einer späten Liebe dar. Alle, die Leid tragen, nimmt Scharrelmann an seine linden Hände, und ihre Herzen empfangen etwas von jener heilenden Kraft, die in seinem Roman „Selige Armut“ lebt und die ihren Quellgrund in der sittlich religiösen Persönlichkeit des Dichters hat. So mußte — es ist wohl inneres Gesetz — Scharrelmanns Menschsein einmünden in die Welt des Meisters von Nazareth. Wahrhaft seherisch durchdrang er den Abschnitt im Leben Jesu, über den kein Dokument, keine Tradition etwas zu sagen weiß. „Jesus, der Jüngling“ erscheint uns in der Diesseitsphäre mit dem unklar-baren Anhauch des Ewigen und dennoch blutwarm, brudernahe. Ein dogmenfernes Buch, das jeden beglücken muß.

Scharrelmann hat mit seinem Gesamtschaffen Anteil an der Befreiung des „modernen“ Menschen aus einer Art seelisch einengender Ueberzivilisation. Er ist berufen, den von außen andrängenden mechanisierenden Gewalten zu begegnen mit dem Ewigkeitsfundus persönlichen Wertgewichts. Still und treu arbeitet er. Sein Wissen ruht im Gewissen. Allem Irdischen weiß er den Klang der Ewigkeit abzulauschen und ihm jubelnde Diesseitsbedeutung zu geben. Wir drücken ihm dankend die Hand für das, was er uns gab und harren der Früchte, die im Garten seiner Liebe reisen.

Peter Hille

Von Karl Röttger (Düsseldorf)

Grundsätzliches, also Entscheidendes, sagt man meist nicht ungestraft. Man macht sich Feinde. Und doch — dünkt mich — Gott straft den, der es weiß und nicht sagt.

Eine Erkenntnis ist gereift in den letzten Jahren und reift noch immer mehr: also, daß sie eine Kluft aufreißen wird, die Menschen trennen wird in hüben und drüben; die Erkenntnis, daß der Kunst- und Literaturbetrieb ein Gewerbe ist, unrein und gemein wie selten ein Gewerbe. Dass in diesen Gewerben die Menschenseelen zu Dukenden gemordet werden oder sich selber morden, beschmuht werden oder sich selber beschmuhen — vorausgesetzt, daß sie vorher rein waren. Und daß ein Mensch, der sich wenigstens einigermaßen bewahren will, gehaft und verfemt sein wird.

Und weiter, daß die Dichter heutigestags, wo der Markt widerhallt vom Geschrei von tausend Genies, die, welche Be-

rufene sind, abseits gehen müssen. Und daß möglicherweise die Ohren der Menschen, an den Lärm der Märkte sich gewöhnen, den Namen des „wirklichen“ Künstlers schwer oder gar nicht vernehmen. — Denn es wird Zeit, jener Lüge zu widersprechen, welche, ausgesprochen oder auch unausgesprochen, die Kunst als etwas neben dem Leben und Sein des Künstlers Stehendes erklärt. Die letzte, echte oder wahre oder metaphysische oder religiöse Kunst war immer identisch mit dem Leben, wenigstens mit der heiligen Sehnsucht des Künstlers. . . . Mit seiner Sehnsucht nach einer neuen Erde, neuem Himmel und neuen Menschen. . . . Wie einst und immer. . . . Letztlich hat auch der Künstler immer gewußt, daß über seine Kunst — und sei sie die höchste, etwas hinausragende: der Blick der Menschen zu größerer Vollendung. Und wir müssen den großen Unterschied machen zwischen dem, was aus Zeitbedürfnis und aus Modebedürfnis als „Kunst konsumiert“ wird (auf dem „Markt“) und dem, was als reine, sozusagen überirdische Kunst und Menschenerscheinung denen vorbehalten ist, die durch das Tohuwabohu der gegenwärtigen Erscheinungen hindurch gelangen wollen in die Stille. Dort steht für jeden, der guten Willens ist, bereit: die wahre Kunst, der Ausdruck der Geister, die Gott nahe waren, die Werke, ewig blühend und schön wie Gottes Wunder am ersten Tag. . . .

*

Es gab und gibt Leute, die Peter Hille, zu seinen Lebzeiten und auch heute noch dem Toten, leutselig auf die Schulter klopfen möchten und etwa so sprechen, mit einem Augenzwinkern: Sonderbarer Heiliger! Uebrigens ganz nette Verse, ganz nette Prosa. Die Ehrfurcht vor dem Einmaligen und Außergewöhnlichen fehlt wie ehedem auch heute. Und sowenig Jesus von Nazareth einst in seiner Erscheinung seinem Werte nach erkannt wurde, sowenig können auch heute die meisten Menschen einen Großen erkennen. . . . Um so mehr, als meist die Großen in den Kleidern der Armut gehen. . . . Aber auch in reichen Kleidern würden die Menschen sie schwer erkennen.

Wenn man von Peter Hille sprechen will, ist solches vor allem zu sagen. . . . Er selber ist in der großen Stadt gewandelt, hat mit Sündern und Knechtsseelen zu Tisch gesessen; sie haben ihn belächelt, sie haben sich, fix und flink, an die Tröge der Presse gemacht. Er litt an der Tugend der Heiligen, die bei den Menschen ein Gebrüchen ist: er hatte keine Liebe zum Geld, keinen „Sammelbetrieb“. Und wenn er zeitweilig im Kabarett auftrat, war es nicht, sich zu prostituieren und dafür (genau wie die Dirne) Geld einzuholen, sondern um die Notdurft zu haben. . . . Dabei hätte es der Presse ein leichtes sein müssen, diesen Bedürfnislosen, der von einem fast lächerlichen Mindestmaß leben konnte, mit dem Schriftschild für den Abdruck seiner Gebilde über Wasser zu halten. . . .

Aber — auch darin fast heilig — er hat meines Wissens nie geärgert oder angeklagt. Denn in ihm war die Liebe. Die Liebe zu Mensch und Natur. Die Liebe als Grundelement, als tiefste Quelle, in der „alles richtig wird“. So auch ward die Kunst, die verhältnismäßig wenige, die uns von ihm überliefert ist, so richtig, so selbstverständlich gut, schön und rein. . . . daß sie zu allem Literatentum, das Aufmachung und Schminke, auch Verlogenheit liebt, nicht passen

will. . . . Und wer zu seinen Werken vordringt, den umfangen sie wie Einsamkeit, Odem und Stille der unendlichen Natur. . . .

Wie er als Mensch (als ein ganz seltener) über diese Erde wandelte (um die Wende des 19. Jahrhunderts — dies Wunder soll man bedenken!), wie er als Mensch dahinwandelte in einer Gläubigkeit und blütenhaften Unbekümmerntheit und Echtheit — ähnlich der des Christ (soviel ihn auch von ihm unterschied, da Christ daneben noch ein Kämpfer war), ähnlich auch der des Franziskus — so sind auch seine Werke aus ihm erblüht; so atmen auch sie den Duft von Naturdingen, die Wunder ihrer Vollendung dem sagend, der mit ihnen umzugehen weiß. Es soll fern von ihnen bleiben, wer Sensation, gewaltsame Erschütterung sucht, wer Literatur und Preisgabe des herzens sucht. . . . Ist es seltsam oder ist es der natürliche Zustand, daß dieser Dichter unserer Zeit bereits so fremd ist, als hätte er vor Jahrhunderten gelebt? Daz niemand ihn liest? Ich glaube, sie haben ihn auch zu Lebzeiten nicht gelesen, ihn wohl nur leutselig als Unikum oder weißen Raben begönnert oder auch, im Geheimen, belächelt. Einige wenige haben ihn vielleicht geliebt. Aber sein Volk hat an ihm vorbei gelebt. Tut es das immer bei den echtesten Dichtern? Fast scheint es so, denn ich könnte ein paar Geister der Gegenwart nennen, die der Zeit ebenso fremd sind, obwohl sie das Gewissen der Zeit ausmachen. Wer es mit der Literatur hält, soll ihm gern fernbleiben. Denn hier ist reine Kunst — und Menschenwerk. Und es ist noch immer so gewesen, daß kein Kunstwerk mit den „erfolgreichen“ Werken „konkurrieren“ will! Noch kann es das! Also bleibt nur, daß sich die wenigen zu ihm finden, die das reine, klare Werk in reinen Händen empfangen wollen. . . .

*

Seine Sprache hat in ihrer Erscheinung die Identität mit dem Geistigen und Seelischen, d. h. sie klingt ganz das, was gesagt werden sollte, aus. Die Rhythmik seiner Verse, seien es nun vollendete Strophen oder freie Rhythmen, ist leicht und schwelbend, zart und doch wirklich wie Naturdinge, Halm und Zweig, bei aller Feinheit auch deutlich, klar erkennbar in der Struktur, in Linie und Farbe. Immer aber bleibt das: daß er nichts „macht“; alle diese Dinge „sind“; oder, wie ich oben schon sagte, daß er allem Literarischen so unendlich fern ist. Darum vielleicht gehen ihm so viele vorbei. Und doch versteht man wiederum nicht, wieso ihm Menschen mit Innerlichkeit vorbeigehen können, dem Dichter, der so wunderfeine Dichtungen schrieb, die Brautgedichte, Wald-, Garten- und Wiesengedichte und auch einige religiöse Gedichte. (Er, der aus dem Katholizismus kam, gelangte in die reine, reiche Weite, wo die größte Innerlichkeit mit schönster Natur- und Weltfreude konform geht; da er tief war, konnte er nicht ein bloßer Monisterich sein, wie jene Friedrichshagener, deren Kreisen er zeitweilig nahestand.) Aber ich will ein paar Verse hierher setzen und fragen, wer in den letzten fünfzig Jahren Schöneres schrieb:

Der Sonne Geburtstag

(Bei Goslar)

Die Schieferdächer zottig und breit,
noch wacht kein einziges Haus,
zartlare Gegend und Einsamkeit,
da jubelt ein Vöglein sich aus.

Die Sonne zu grüßen, so steigt es hinan
in reiner und reineres Blau,
bis man es nicht mehr sehen kann,
nun jubelt die Himmelsau.

Die Schieferdächer, zottig und lang,
schroff ragt ein Berg einher,
die Mondsichel zart und morgenbang —
das Wollensfleisch, blühend und schwer.

Die Lerche hat die Sonne geseh'n
und sinkt nun wieder zu Tal,
das hören die Morgenwinde und weh'n,
froh glühen die Wölklein zumal.

Kirschbäume stehn und richten sich aus
und schauen stumm sich um,
wie Kinder stehn mit Spruch und Strauß,
so töricht blöd und dumm.

Siehe, da blüht es freudig erhellt,
da hebt es sich und steigt,
das liebeleuchtende Antlitz der Welt,
und unsere Seele schwelgt.

Baum

In den Himmel greifen und wachsen,
Erde ziehen und schwelend fühlen
treue Bitternis
faßt atmenden Bodens.

Seine Prosa ist seiner Lyrik an Wert gleich — ist ausbalancierteste Sprache, rhythmisich schön. Er hat einige wunderschöne Märchen geschrieben, Skizzen, Erzählungen, Philosophisches, feinste Aphorismen, einen „Roman“: „Die Hessenburg“; und auch ein Drama „Des Platonikers Sohn“. Alles ganz unliterarisch, wertvoll, guten und reichen Geistes voll, menschlich gut und in der Sprache reif und echt.

Sein Tod war einsam und seltsam wie sein Leben. Man fand ihn nachts auf dem Zehlendorfer Bahnhof mit einer Kopfwunde. Er starb einige Tage nachher im Krankenhaus. Das klingt tragisch. Und macht doch das weltblühende, weltliebende Glück seiner Seele nicht zunichte. Und außerdem: welches tiefe Dasein wäre nicht tragisch?

Paul Scheerbart

Zur zehnten Wiederkehr seines Todesstages 15. 10. 15;
geboren am 8. Januar 1863 in Danzig
Von Adolf Behne

„Hinter den Bergen der Gewöhnlichkeit“ heißt eine kleine Geschichte von Paul Scheerbart. — Hinter den Bergen der Gewöhnlichkeit wartet Paul Scheerbarts Werk. Hinter den Bergen der Gewöhnlichkeit spielte sein in Armut reiches Leben.

Sein erstes phantastisches Buch „Das Paradies, die Heimat der Kunst“, erschien 1889, in dem Jahre, das den Sieg der deutschen Naturalisten brachte. Der Erfolg des Buches war gering. 1892 glaubte Scheerbart, daß der Realismus abgewirtschaftet habe. Er gründete den „Verlag der deutschen Phantasten“ (Berlin SW, Schützenstraße 68). Erschienen in diesem Verlage ist nur ein dünnes Heft von Scheerbart — und ein Prospekt, der Bücher ankündigt von Peter Hille, Oskar Panizza, Carl Spitteler, Frank Wedekind und von Scheerbart den nie erschienenen Roman „Die Hölle, die Heimat der Macht sucht“. „Wir sind keineswegs geneigt, die Phantastik für die einzige wahre Kunst zu halten, wir räumen dem vielfach bereits totgesagten Realismus ganz dieselbe Bedeutung ein. Aber leugnen läßt es sich nicht, daß wir in Deutschland einer äußerst heftig andringenden Literaturströmung gegenüberstehen, deren phantastischer Charakter überall klar zutage getreten ist.“

So viele „heftig andringende Literaturströmungen“ in Deutschland kamen und gingen — Paul Scheerbart wurde von keiner in die Höhe getragen. Er blieb abseits. Mehr als 25 Bücher erschienen; fast alle sind heute vergriffen und schwer aufzutreiben (mit Ausnahme der im „Sturm“-Verlag erschienenen „Glasarchitektur“), und vor zehn Jahren ist Paul Scheerbart gestorben. Seine große künstlerische Bedeutung kennen noch immer sehr wenige.

Der Dichter Scheerbart ist einer der seltenen ganz originalen Geister. Er verehrte in Cervantes, Swift und Rabelais seine großen Ahnen und fühlte sich unter den Deutschen Clemens Brentano am nächsten verwandt — und ist ihnen allen gegenüber selbständige. Von den Bürgern und ihren Psychologismen nahm er schon in dem ironischen Roman „Ich liebe dich“ (1897) Abschied, um den Schauplatz seiner schönsten Dichtungen in den Weltenraum, auf Sonnen, Monde, Sterne und Meteore zu legen. Die Helden seiner Erzählungen sind also nicht Menschen, sondern Bewohner fremder Himmelskörper — Wesen, die in allen Dingen anders organisiert sind als der „Erdrindenfloh“. Bewundernswert ist die Phantasie, die immer neue Wesen erschuf, bewundernswert die Kunst, die ferne Welten uns anschaulich vor Augen stellte, bewundernswert die Klarheit und musikalische Feinheit der Sprache. Ihre lächelnde Einfachheit ist absolut frei von „sprachlichem Kunstgewerbe“ und empfindet größere Furcht vor getragenen, sentimentalnen, künstlichen Wendungen als vor burleskosen und selbst vulgären. Es ist fast rätselhaft, mit wie einfachen Mitteln uns diese Sprache durch unendliche Räume trägt, uns auf die selbstverständliche Weise kosmisch versetzt. Nur eine ganz oberflächliche Betrachtung könnte Paul Scheerbart mit einem Jules Verne zusammenbringen. Scheerbart braucht keine Maschinen, keine technischen Erfindungen (seine Perpetuum-mobile-Studien haben eine ganz andere Bedeutung), um zu den Sternen zu gelangen. Sind nicht schon seine Menschen, wie der köstliche alte Münch in „Münchhausen und Clarissa“ märchenhafter, geheimnisvoller als Jules Vernes auf die künstlichste Art beförderte Weltreisende, die, wohin immer sie geschleudert werden, niemals aus der Sphäre Europa herauskommen? Wie vollkommen und wie unerhört einfach versetzt uns Scheerbart nicht schon in den ersten Säzen seiner Romane: „Violett war der Himmel. Und grün waren die Sterne. Und auch die Sonne war grün.“ Da sind wir auf

dem Asteroiden Pallas. Und der wundervolle erste Satz von „Immer mutig“, dem Nilpferd-Roman: „Ich halte mich versteigen. Und das kam mir so selbstverständlich vor. So mußte es kommen.“ Oder: „Auf dem Monde war's Nacht. Und die dicke Luft war ganz still. Und die Goldkäfer saßen auf den dunklen Moosfeldern und leuchteten — so wie die Sterne am schwarzen Himmel leuchteten. Von der Erde war nur ein Viertel als Halbkreis zu sehen“ („Die große Revolution“).

Paul Scheerbart flieht nicht den Menschen, er flieht das Kleine, Gewöhnliche, Alltägliche im Menschen. Das Erotische zum Motiv zu wählen, schien ihm sehr trivial. Aber wenn er an seinen Wesen alles, was Schablone, Gewohnheit und „Europa“ ist, verdampfen läßt, so geschieht das, um von den letzten und tiefsten menschlichen Dingen frei und unmittelbar sprechen zu können. Seine kosmischen Wesen sind Seelen, die von allem Ballast befreit sind. Einen „Seelenroman“ nennt er selbst „Liwana und Kaidoh“. Eine Seelen-Biographie ist die Huldigung an „Cervantes“, die Scheerbarts geistreichen Humor und seine mozartsche Grazie hell leuchten läßt.

Im „Lesabendio“ finden wir alle Züge Scheerbartscher Kunst zur höchsten Meisterschaft gereift, zu einer klassischen Einfachheit entwickelt. Es ist die monumentalste seiner Dichtungen. Wer dürfte es, ohne lächerlich und blasphemisch zu wirken, wagen, die Sonne sprechen zu machen? Scheerbart wagt es und erfüllt uns mit dem Gefühl religiöser Ergriffenheit. Diese Kapitel sind unvergänglicher Besitz unserer Sprache.

Ein Jahr vor dem Kriege erschien der „Lesabendio“. Er ist das letzte große Werk Scheerbarts geblieben. Auf einer der letzten Seiten lesen wir: „Vielleicht habt ihr in allernächster Zeit Furchtbares zu ertragen. Bereitet euch vor. Ich fühle, daß ich mich euch nicht mehr lange verständlich machen kann. Vergeßt nicht, was die Sonne sagt. Lebt wohl.“

Der Krieg erfüllte Paul Scheerbart mit Ekel. Vom Tage des Kriegsausbruches an war er krank. Er starb am 15. Oktober 1915, 52 Jahre alt. — Ein großer Roman „Das Unendliche“ blieb bisher Manuskript.

Menschen und Städte des alten Europa

Von Paul Burg

Es sind jetzt genau zehn Jahre seit jenem mir unvergeßlichen Tage vergangen. Ich hatte in einer ziemlich gleichgültigen Angelegenheit unseren Amtshauptmann aufgesucht und mit ihm ein Gespräch geführt, das sein Geist und Wille mir augenblicks zu dirigieren schien. Plötzlich zog er die Uhr und lud mich zu Tisch ein. „Meine Frau wird sich freuen!“ Das kam so gebietend heraus, und das Einglas in dem feingeäschrittenen Gesicht des baumlangen sächsischen Gardereiters blitzte so befehlerisch, daß ich keinen Einspruch wagte und gehorsam mitging in das weiße Schloßchen an der Wiesenstraße. Seine Frau war die Klugheit, Schönheit und Eleganz in Person, die grande dame von Welt, Aristokratin und Kosmopolitin. Beim ersten Blick aus ihren braunen Augen, beim ersten festen Händedruck

spürte ich sie im Sattel ebenso zu Hause wie an einem Musenhofe, zumal mir der unaufdringlich betonte Stil ihrer Kleidung innige Vertrautheit mit der Kunst verriet. Und bei Tische zu dritt erfuhr ich aus ein, zwei Redewendungen von dieser Dame, die ich nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte, daß sie eine Nichte Hindenburghs, Schülerin Rodins und Freundin Hofmannsthals war. Ich kam dann aus dem Staunen nicht heraus, als ich nach Tische im Salon unter ihrer bezaubernden und beherrschenden Rodinbüste ihr vollendetes Beethovenspiel hörte und Künstler kennenernte, die eigengewachsen klangvolle Namen führen wie Baron Taube, Walter Hasenclever und Albrecht Schaeffer. Das war also unsere Landratsfrau!

Ihr Gatte ging das Jahr darauf als Gesandter und bevollmächtigter Minister nach Wien, kam im Oktober 1918 als Kultusminister nach Dresden und schied am 9. November aus dem Staatsdienst. Schade um ihn und für uns, denn solche Kultusministerfrau könnten wir Künstler aller Fakultäten in Deutschland brauchen! Heute, nach sechs, sieben Jahren vermisste ich sie wieder bitter, denn vor mir liegt ein lichtblaues Inselbuch, von dessen pergamentenem Rücken Goldbuchstaben künden: Helene Nostitz, Aus dem alten Europa. Tagelang habe ich nun in diesem Buche von „Menschen und Städten“ gelesen — es sind nur 186 Seiten Antiqua auf weichem Papier, aber sie lassen dich nicht mehr los, und du wünschest dir wohl die Erlebnisse und Bekenntnisse versunkener Zeit in zierlicher Schrift auf spiegelndem, schmeichelndem Papier, mit Amoretten und Putten, mit Rosenranken geschmückt, tönenend wie Mozart und Hofmannsthal. Nein, Professor Kippenberg, dies nüchterne Sägbild war kein Heldenstück! Aber der Inhalt!

Die Herrin von Wilhelmshagen in der Mark, nunmehr aufgenommen unter die Unsterblichen des Inselverlages, die sich schlicht Helene Nostitz nennt und aus der ein sehr kundiger Rezensent sogleich eine Gräfin mache — in Wahrheit heißt ihr Gatte schlicht und recht Alfred von Nostitz-Wallwitz . . . seine Helene nun folgte dem inneren Ruf, ihre erlebten Menschen niederzuschreiben, und beginnt mit ihrem Großvater, dem geborenen und letzten wahren Grandseigneur Fürsten Georg Münster von Derneburg, unserm Pariser Vorkriegs-Botschafter, der auf das Auswärtige Amt das schöne Wort „Zentralrindviehhof“ prägte und an der Seine in Wahrheit Hof hielt. Seine Windhunde stammten von denen des alten Fritz. Seine Salons sahen noch die Komtesse Greffulthe, welche die erste Pariser Tristan-Flufführung ermöglicht hatte. Große Welt und großen Stil malt uns Helene Nostitz mit unsagbar knappen, gutschwanzenden Farben. Delcassé ist Münsters Freund. Feste wie aus Tausend-und-ein-Nächten beim Fürsten von Monaco, bei der Herzogin von Sagan. Dann im spartanisch-altpreußischen Elternhaus am Berliner Königsplatz. Pflichtgefühl und Gehorsam gegen Gott und den Kaiser beherrschen alle um den General Conrad von Beneckendorff und Hindenburg, dessen Bruder heute am Steuer unseres verengten und verarmten Deutschlands steht. Preußischer General im Dienst. „Die Erhebung einer äußerer Handlung zu einem Symbol bedeutete mit die Größe des preußischen Offiziers in den echten Vertretern dieses Typus.“ Hindenburghs Freund und Gegenstück der Maler Graf Ferdinand Harrach. Altpreußin in ihrem pflichtenstrengen Fühlen auch die Schwiegermutter Anna von Nostitz-Wallwitz in Schweikershain,

Erzieherin sächsischer Mädchen zu arbeitsamen Hausfrauen nach dem Motto: Nicht ich, sondern der Herr hat geschaffen. Ich bin das Werkzeug des Herrn.

Aus solchem engen Pflichtenkreise mitten in die große Welt. Nostiz war junger Attaché in Berlin und von anderer Art als gewisse junge Präsidentenschwiegersonne, die dumme Pöbelreien in fremdländische Stammbücher schreiben. Der kaiserliche Kabinettssekretär und Einführer des diplomatischen Korps, Bodo von dem Knesebeck mit seinem grauen Schopf und dem feinen Spottlächeln taucht zuerst auf. Er ist ein großer Goethekenner und schrieb noch das kleine weiße Zitatenbüchlein für die Kaiserin Augusta. Die Wagnerchwärmerin Mimi Wolkenstein aus Paris, Cornelie Richter am Pariser Platz mit ihren vier grundverschiedenen Söhnen Gustav dem Künstler, dem Philosophen Raoul, dem Juristen Reinhold und dem Soldaten Hans, Varnbülers, Seckendorff, Grünfeld, Frau von Heyking und Marie Olsers, die nur in Flammen sich auflösen konnte. Rathenau mit dem schweren, schweigsamen Blick und Anna vom Rath, voller Pläne, die Finger am Mund, Reinhardt und die Duse, Rilke und Hofmannsthal. Den Dichter und Grandseigneur Montesquiou voller Spott in Paris kannte Helene Nostiz, und war ebenso in Russland zu Hause, war am englischen Hofe in Form wie am Vatikan, wo sie in Leo XIII. am vollendetsten die Erscheinung des Priesters verkörpert und in Rappolla den majestätischen Kardinal fand. Auf den Marmorblöcken des Parthenon sah sie die trauernde griechische Kronprinzessin. „Ich werde über Ruinen herrschen, über ein Reich der Trümmer.“ Isadora Duncan tanzt im Eleusis. Dann in Wien. Hofmannsthal enthüllt die Seele Österreichs, das er so glühend liebt. Zu Klosterneuburg öffnet der Chorherr die Schäke der alten Klosterbibliothek. Schönbrunn. Franz Josef, das Symbol der Kaiserwürde. Fürstin Pauline Metternich mit den geschminkten breiten Lippen und ihre Gegenspielerin im Beherrschenden Salons Rose Troy. Graf Monci Sternberg. Zwischen den streitenden Professoren Joseph Redlich und Friedjung, bei der Freundin von Klimt und Mahler, Schwägerin Clemenceaus Bertha Zuckerkandl.

D'Albert spielt den Totentanz Liszts so dämonisch, daß die Toten auferstehen müssen, und am selben Abend stirbt Franz Joseph. „Es war die Nacht des großen Totenreigens, die fragend den Mann anbliekte, der so lange gesäumt hatte.“ Höchster Trauerpomp und letzte Huldigung des Kaisertums. Den puppenhaften Karl nimmt keiner ernst. Wien in der Not, aber immer noch Wien. Kunstabend bei dem Buchhändler Hugo Heller. Und Wien verlöscht. Vronislav Hubermann spielt am letzten Abend im Nostizschen weißen Saal Schmerz und Abschied.

Zwei Jahre war Nostiz vortragender Rat in Weimar. Harry Kestler, Gerhart Hauptmann, Rilke in seinem Heim an der Cranachstraße. „Wir wissen gar nicht genug, in welchem Frühling wir leben — es regt sich überall.“ Alfred Walter Heymel und Elisabeth Niegzsche, Ludwig von Hofmann, Ernst Hardt, Ansorge, Van de Velde! Und Tiefurt Schlößchen und Park lassen in Hofmannsthal die ersten Szenen des „Rosenkavalier“ entstehen. Dann wieder das wüste Weimar der Nationalversammlung, in Van de Veldes hellen Räumen Kestler mit Stremann, Heine, Bernhard, Goethe politisierend. Sie rauchen schwere, schwarze Zigarren am Kamin und planen einen

Flug nach Berlin. Becher, der Dichter des Umsturzes, und Minister Heine streiten über Gerhart Hauptmann. Ebert residiert unsichtbar im großherzoglichen Schlosse.

Sprach schon aus den Tiefurter Festen Ernst Hardts die Dichterin, so klingt ihre Harfe voll in dem Hauptkapitel Rodin. Ihre Sunden mit dem großen Meister des Meißels, dem sie Beethoven vorspielt und der sie mehrfach modelliert, zum Zeichnen anregt und erst durch sie Goethes Faust erkennen lernt, sind die subtilste Würdigung Rodins, die geschrieben wurde. Man sah geradezu greifbar die Begegnung, die erste Begegnung dieser beiden außergewöhnlichen Menschen Goethe und Rodin. Sein Haupt reckte sich, er spürte die Nähe des Genius, der heimatlichen Luft. „Gretchens Gestalt ergriff ihn mit zerreichender Gewalt“, schreibt sie von der Faust-Vorlesung und teilt Lehren des Meisters mit, die den Leser staunen machen. Sie spielt ihm im Gewitter. Seine weißen Schwäne lauschen zwischen Fliederbüschchen und Irisblumen im Garten von Meudon wie riesenhafte Blüten. . . Unverwischbare Weihestunden. Gleiche tiefe Eindrücke von der Duse und ihren seelenvollen Händen, von Angelina Tiberini Ortolani, Fortuni und dem Tänzer Nijinski, von Caruso und Reinhardt, dem großen Regisseur, der alles in und um sich szenisch komponiert. Arthur Nikisch heißt das letzte Bild des feinen Pinselstriches von Helene Nostitz.

Unter den vielzuvielen Memoirenbüchern der letzten Jahre in seiner knappen Schlagkraft zweifellos das feinste und künstlerisch am meisten gekonnte Episodenwerk aus Frauenhänden. Die es schrieb, ist eine große Künstlerin des Lebens, eine Meisterin der Beobachtung und in ihrer knappen, monumentalen Wiedergabe eine — Schülerin Rodins. Ihr Buch vom alten Europa wird ohne Zweifel die Gebildeten und Kunstliebenden des neuen Europa eine lange Zeit beschäftigen und den Überlebenden romantischer Zeiten eine schmerzvoll liebe Erinnerung bleiben. Licht, Sonne strahlt aus ihrem Buch in unsere Tage.

Welches ist das bedeutendste Buch der Gegenwart?

Ein Brief der „Freunde vom heimlichen Deutschland“

Von Werner Deubel

Verehrte gnädige Frau!

Wir gestehen, daß wir „Freunde“ nicht oft Briefe bekommen, die wie der Ihrige eine solche Weite und Gediegenheit des Weltbildes, solche Wucht echten Kulturgefühls, solche Unerbittlichkeit der Fragestellung verraten. Unsere erste Empfindung beim Lesen Ihres Schreibens war: gäbe es nur recht viele und vor allem recht viele Männer, die so mit heiligem Ernst ihren Geist zu erweitern, ihre Seele zu vertiefen, eine Weltanschauung zu bauen, kurz, ein Kultur-mensch zu werden trachten, so wäre der geistige Mittelstand nicht so verheerend groß, wie er ist: so würde vor allem das Zeitalter weniger labil dem Taumel technischer Fortschritte, dem amerikanischen Weltbild des Merkantilismus oder bestensfalls den kulturellen Scheingrößen verfallen sein.

Denn, daß es verfallen ist, darüber kann kein Zweifel bestehen bei jedem, der wie Sie die Kultur, und das will sagen: die Wissenschaft, die Religion, das Schrifttum und die Kunst in ihrem Verlaufe bis zum heutigen Tage kennt. Diese Kenntnis gerade vermittelte Ihnen ja jenes Erlebnis, aus dem schließlich die bedeutende Frage wuchs, die Sie am Schlusse Ihres Briefes an uns stellen. Jenes Erlebnis war, wenn wir Sie recht verstanden haben, folgendes: Vermöge der Kunst äußerer Lebensumstände und eines instinktiven Geschmacks lebten Sie bis vor kurzem vorwiegend mit den Geistern unserer Vergangenheit, mit Goethe und Jakob Burckhardt, mit C. G. Carus und Gottfried Keller, mit Lenau und Böcklin, mit Hölderlin und Kleist. Und eines Tages — vielleicht unbewußt einem gegenwartsverliebten Zuge der Zeit folgend — beschlossen Sie, den Schritt ins Neuland gegenwärtigen Geisteslebens zu tun, und Sie führten dies aus mit der Ihnen eigenen Gründlichkeit. Sie hörten Vorträge, sahen Theaterwerke, lauschten Diskussionen, lasen Bücher. Sie lasen Dichter und Denker, Sternheim und Spengler, Unruh und Kennerling, Scheler und Blüher, Freienfels und Freyer, Frobenius und Eucken. Und plötzlich ging Ihnen auf, daß, wie schon zwischen Burckhardt, Bachofen, Niezche, Conrad Ferdinand Meyer und den Lamprecht, Wundt, Gerhart Hauptmann ein beträchtlicher Abstieg bemerkbar wurde — das Schrifttum unserer Tage noch verrotteter und flacher geworden sei, und es blieb Ihnen die Ahnung auf, daß dies kein vorübergehender Übergang sei, sondern vielleicht eine gradlinig fortschreitende Entwicklung — nicht eine Ebbe, auf welche Flut folgen werde, sondern am Ende gleichsam ein langsamer Entwässerungsprozeß der Erde.

Dies wäre — notdürftig umrissen — die Erlebnissituation aus der nun Ihre ernste, stolze und ängstliche Frage zückt: „Da es eine Qual ist, in einem seelenarmen, entadelten, flachen, unproduktiven, also sterbenden Zeitalter zu leben — wo wäre ein Dokument, ein Kunstwerk, eine wissenschaftliche Erleuchtung, ein Buch, das unsterblich, das Weltliteratur ist, das Zeugnis ablegt für eine Lebenstiefe, die ich für verschüttet hielt, für ein abgrundiges Feuer, das ich erloschen wähnte — kurz, ein Buch, das imstande wäre, mir den Glauben an dies Zeitalter wiederzugeben?“

Mit dieser Frage bekennen Sie sich zu einem Niveau, das heute nicht einmal die höchstgebildeten mehr besitzen, denn diese verfallen ja gerade der modischen Zugkraft der Halbgrößen, der Spengler, Einstein, Driesch, Bergson, Simmel, Kennerling, deren Rang als Schriftsteller dritter und vierter Ordnung Sie am Vergleiche mit Ihren Helden mühelos ablesen. Von den Messiasen der Kunst und Dichtung, von Stefan George bis Werfel und Bronnen, ganz zu schweigen! Wenn wir nicht selbst es mehrfach bestätigt gefunden hätten, daß in der Tat unser Zeitalter für Autoren erster Ordnung, wenn es sie heute noch gäbe, gar kein Organ mehr hat, wir würden Ihrer Belesenheit gegenüber zögern, zu bekennen, daß — wie wir glauben — in der Tat in den letzten Jahren ein Werk erschienen ist, das alle Ihre Erwartungen übertreffen dürfte.

Wir vertraten dies Urteil sofort nach dem Erscheinen dieses Buches und fanden unsere Ansicht inzwischen durch zwei gänzlich voneinander verschiedene Tatsachen unterstutzt und bestätigt. Die eine ist, daß wir beobachten konnten, wie die Wirkung dieses Buches

— gleichsam unterirdisch strömend — selbst die entlegensten und einander so fremden Geister wie etwa den Afrikaforscher Frobenius und den Geschichtsphilosophen Theodor Lessing erfaßte, dergestalt, daß der Inhalt ihrer jüngsten Schriften schlechterdings nicht möglich wäre ohne die Erleuchtungen jenes von uns gemeinten epochalen Werkes (das dabei — versteht sich! — nicht zitiert wurde). Die andere Tatsache ist folgende: Vor kurzem wandte sich die größte italienische Kulturgesellschaft an Hermann Hesse mit der Bitte, ihr Bericht zu geben über den Stand der gegenwärtigen deutschen Literatur. Hesse antwortete damals, daß das einzige wesentliche literarische Ereignis Deutschlands jenes Werk sei, das auch wir als solches bezeichnet hatten und das wir Ihnen hiermit nennen: es heißt „Vom kosmogonischen Eros“ und stammt von Ludwig Klages. Hermann Hesse nannte dies Buch das Unerhörteste, das seit langem geschrieben sei, ein Urteil, das wir kurz und nur umrisweise begründen wollen.

Im Gegensatz zu den im letzten Vierteljahrhundert berühmt gewordenen Büchern, in denen Sie manches lesen konnten vom „Ethos“, vom „Werden und Vergehen“, vom „Gestaltwandel der Götter“, vom „Untergang des Abendlandes“, von „Werkgemeinschaft“, vom „Neuen Protestantismus“, von „Sinneserfassung“ und dergl., führt der „Kosmogonische Eros“ wirklich zu den „Quellen alles Lebens, an denen Himmel und Erde hängt“, er spricht Dinge aus, die nur die Lebensvollen noch ahnten, aber für unaussprechbar hielten. Dies Buch stößt in der uns bekannten Literatur am weitesten vor in das Weltgeheimnis, es reiht unwahrscheinliche Abgründe auf und offenbart Entdeckungen von unerhörter Pracht. Uns sind Leser bekannt geworden, die nach der Lektüre von nur wenigen Seiten in einen Zustand überströmenden Glückes gerieten, wie man ihn nur aus der Wirkung bedeutender Kunstschöpfungen kennt. Das Buch ist eine sich immer großartiger steigernde Beichwörung des gewaltigen Seelen- und Weltphänomens, das die Alten noch als die Vermählung der Menschenseele mit dem Gott und die daraus entstehende Bildgeburt kannten; es führt tief hinein in die Untergründe alles künstlerischen Schaffens, es deckt den Sinn geheimnisvoller Weihebräuche der Vorzeit auf, es entschleiert die Tragödie des weltgeschichtlichen Lebens und offenbart zum ersten Male innerhalb der europäischen Geistesgeschichte, worum in ahnungsvollem Tieffinn die Besten von Platon bis Goethe und Nietzsche geworben haben: das Letzte und elementar Wirkliche der Wirklichkeit, das weltenschaffende Wesen der Urbilder. Die Besten unserer verstorbenen Zeit ersehnen nichts so heiß wie die Erneuerung des kulturellen, also vor allem des religiösen Lebens. Aus diesem Buche müßte schöpfen, wer für sich oder die Gesamtheit dergleichen Wünsche und Hoffnungen hegte.

Wir haben den Lebensgehalt des Werkes wenigstens anzudeuten versucht und müssen uns im Rahmen dieses Briefes eine nähere Kennzeichnung seiner geistesgeschichtlichen Bedeutung versagen. Wir hoffen aber, schon mit diesen kargen Hinweisen genug getan zu haben, um Ihre Frage nunmehr geradezu beantworten zu können: Selbst wenn wir in diesem Werke zunächst nur für wenige einen fast wunderbaren und jedenfalls unverdienten Glücksfall zu sehen hätten, so wäre doch für jeden ernsthaft Ringenden kein Grund,

an einem Zeitalter irrezuwerden, das, mag es übrigens sich gebärden wie es wolle, dies Werk entstehen ließ.

Und damit empfehlen wir uns Ihnen mit herzlichen Wünschen und Grüßen.

Die Arbeit des Neuen Schauspielhauses in Königsberg

April — Juni 1925

Von Fritz Kudnig

Ueberblickt man die Neuaufführungen dieser letzten Spielzeit, so kann man sich dem Eindruck nicht verschließen, daß sie fast durchweg von großem künstlerischen Ernst getragen waren. Schon die Auswahl der Stücke zeugte von diesem Ernst: unter acht Stücken kein einziges Lustspiel. Und nur eine Komödie: Gustav Wieds „ $2 \times 2 = 5$ “, ein schon recht angejahrtes Stück, ohne den aufspringlichen, überlauten, beizenden Witz der Jungen; mehr voll des leiseren, augenzwinkernden Humors der Alten und Weisegewordenen. — Auch der Bernard Shaw dieser Spielzeit zeigte sich nicht von der „bössartigen“ Seite, von der er sich ansonsten mit Vorliebe zu zeigen beliebt, von der des kalt schnäuzigen, bissigen Spotters und Saturikers. Er kam uns in seiner „Heiligen Johanna“ als sehr ernsthafter Geschichtsforscher, hinter dessen dramatisch bewegten Gestalten man oft das heiße Herz des Gestaltenden schlagen zu hören vermeinte. Nach dem seelisch tief packenden Tode Johannas hätte man aber den plötzlich näselnd die Moral von der Geschichte predigenden Bernard Shaw im siebenten Bilde gern vermisst. Doch legt ja der Dichter selber den größten Wert auf diese Predigerrolle! — Dem nordischen Prediger Henrik Ibsen begegnete man auf dem Spielplane dieses Jahres nur einmal: in der dumpfen Sumpflust seiner „Wildente“. Der Dichter trägt in diesem Stücke schwer an der dunklen Last seiner Sinnbilder, die uns Heutigen allerdings manchmal so sinn schwer gar nicht mehr erscheinen wollen. Wenn dieses Schauspiel aber immer wieder am Ende ergreift, dann zeugt dies doch laut von des Dichters geistiger Tiefe, von seiner formfest gestaltenden Künstlerhand und todüberdauernden Lebenskraft.

Paul Wegener kam uns nicht weniger denn dreimal in diesen Wochen. Kann man ihm böse sein, wenn er uns einmal auch mit der „Jaqueline“ von Sascha Guitry kam, mit dieser grellplakatigen, blutrünstigen Schauerballade, die mit Kunst so wenig zu tun hat, — wie Paul Wegeners verinnerlichtes Spiel mit leichtem Kitsch? Vielleicht aber brachte er uns diese kitschige Mordgeschichte nur mit, um uns zu beweisen, was ein Kerl wie Er selbst aus einem so blöden Schmarren zu machen imstande ist. Brauchte es solchen Beweises denn aber noch? Bestimmt nicht mehr, nachdem wir den Künstler zuvor in Strindbergs „Vater“ gesehen hatten; wo er im dritten, dramatisch stärksten Akte bewiesen, daß er gerade durch allereinfachste Mittel, fast könnte man sagen: durch seine schauspielerische Selbstaufgabe, durch jeden Verzicht auf alles „Dramatische“ allerstärkste Wirkung hervorgerufen hatte. — Durch diese auf die einfachste Linie zurück geführte Schauspielkunst gewann Paul

Wegener auch in Goethes „Götz von Berlichingen“ eine Tiefe des Herzenstons und eine reine seelische Fülle, daß man das Haus zutiefst ergriffen verließ. Zu dieser Ergrißftheit wesentlich beigetragen hatte allerdings auch die schauspielerisch so starke Leistung des zweiten Gastes Maria Fein und das Zusammenspiel aller übrigen Kräfte, das überhaupt nicht oft genug hervorgehoben werden kann.

Ein anderer großer Guest, Heinrich George vom Berliner Staats-theater, brachte uns Schillers „Wilhelm Tell“. Er zeichnete ihn nicht in den großen, edelreinen Linien des Dichters, als überragend heldischen, klar denkenden und handelnden Befreier seines Volkes; er wuchs vor uns auf als ein dämonisch-untergründiger Rebellen voll dunklen blinden Bluts. Und dennoch Schillerschen Gütes voll. — Selten bewies Richard Rosenheim wie in diesem Schüler und in dem Goethe zuvor sein Können als einfühlsamer und dennoch eigenwilliger Leiter des Spiels. Seinem Nachfolger im Intendantenamte, Dr. Jezner, hatte er schon vorher oft Gelegenheit gegeben, sein Können zu erweisen, zuletzt in Shakespeares „Romeo und Julia“. Kein großer Guest stand Jezner dabei zur Verfügung; er arbeitete lediglich mit der „alltäglichen“ Beziehung des Hauses. Und dennoch wurde diese Aufführung der schönsten und tiefsten eine. Und man trug die süße Melodie dieses wundersamen Liebesspiels zweier reiner Menschen tiefbeglückt in seinem Herzen durch die Nacht.

Und wir fühlten, froh und gewiß und innig: Dichtung bleibt Dichtung! Und gehen auch hundert und hunderte Jahre über sie hin! So schmälten wir nicht mehr über die Nicht-Dichtungen, deren wir manche in diesem Jahre über uns hatten ergehen lassen müssen. Sie werden in kürzester Zeit wie Spreu verwehen im Wind.

Der künstliche Mensch Zehn Bilder der Anklage von Willi Geißler Von Dr. Kurt Kauenhowen

Wer Willi Geißlers Kunstschaffen der letzten Zeit verfolgt hat, der möchte glauben, daß er sich ganz in den Dienst der Buch- und Gebrauchsgraphik gestellt habe. Dass dem nicht so ist, daß in ihm nach wie vor die Sehnsucht nach einer von fremden Zwecken losgelösten Kunst und die Kraft dazu lebendig ist, das zeigt er in seiner neuen Holzschnittfolge, die der Greifenverlag vor kurzem veröffentlicht hat.

Es mag sein, daß diese zehn Blätter für Geißler zunächst nichts waren als eine innere Selbstbefreiung, ein Protest gegen die Mächte, die den Künstler immer wieder zwingen, seine Kraft in die Fron des Alltags zu stellen. Aber Geißler müßte nicht wirklich Künstler sein, wenn sich ihm sein persönliches Erleben nicht zu einem Symbol des Leidens unserer ganzen Zeit erweitert und vertieft hätte.

So konnte er seine Schnitte mit Recht zehn Blätter der Anklage nennen, der Anklage nicht gegen ein nur ihn treffendes Leid, nicht nur gegen eines der vielen Uebel der Zeit, nein, der Anklage gegen ihren Grundmangel: ihre Entseelung. Was in diesen Blättern an Erleben und Erleiden der Zeit steckt, das ist alles zusammengefaßt in dem einen Schrei: rettet den Menschen!

Ein furchtbarer Spiegel ist es, den Geißler der Zeit vorhält: Wir blicken hinein, und statt lebendiger Menschen, statt gefühlsdurchbluteten Menschenantlitzes sehen wir nichts als hohle Automaten, die dumpf und mechanisch ihr lemurenhaftes Dasein klappernd abhaspeln, das Gesicht zur leeren, stieren Maske geworden, die Glieder umgeformt zu einem System zweckmäßiger Maschinenteile. Eine grauenhafte Welt ist es, die Geißler uns malt: die Welt des künstlichen Menschen, die Welt der menschlichen Maschine!

Alle Gebiete des Lebens hat sie erobert: Nicht nur die stumpfe, immer gleichbleibende Industriearbeit — wie ein Golem stampft hier das Ungetüm des vertannten Menschen über die verfabrikte Erde. Nicht nur den Krieger, um aus ihm gut funktionierende Vernichtungsapparate zu machen. Nicht nur die Regierung und Verwaltung, wo statt lebendiger Menschen tadellos polierte Repräsentationsmaschinen und preiswerte, doch solide durchkonstruierte, wie große Spinnen auf ihren Böcken hockende Bureaucraten ihre Funktionen verrichten.

Geißler geht weiter. Er erblickt auch in der Welt der Wissenschaft, der Erziehung, ja der Kunst nichts mehr als das Getriebe zwangsläufig abschönerender Maschinen.

Vor dem Mathematiker mit dem aufklappbaren Hirnenschalen entflieht selbst das letzte, zähste Lebewesen: die Käze, die sich durch einen kühnen Sprung aus dem Fenster zu retten sucht. Der Schulmeister ist nur Bakelschwingmaschine geworden, und selbst beim Turnen herrscht nicht das freie Spiel aller Leibeskräfte, sondern in sinnloser Exaktheit dreht sich der patentierte Riesenwellenapparat unaufhörlich um die Reckstange. Sogar die Kunst ist bei Geißler nicht von der Anklage der Entseelung und Mechanisierung verschont geblieben. Die Tänzerin Elektra — ein Spottgebilde aus Draht und Knochen — klappt im grellen Licht der Scheinwerfer ihre „Nummer“ ab. Der Musiker — ein unheimlicher Lärmautomat — sitzt vor den Tasten und baut der „Seele der Musik“ ihr Grab. Und der Dichter, der eigentliche Schöpfer im alten Wortsinne, er hockt auf der Weisheit vergangener Tage und hat es durch den „modernen Trichter und Destillierbetrieb“ zur Rekordleistung von 2000 Zeilen täglich gebracht.

Die Blätter zeigen Geißler auch technisch auf der Höhe. Einige von ihnen, z. B. der Bureaucrat, sind in der Einfachheit und Kraft ihrer Ausdrucksmittel, in ihrer ausgezeichneten Komposition Leistungen von unmittelbarer Einprägsamkeit. Daran ändern auch einige Bedenken nichts, die mir beim Betrachten der Blätter gekommen sind:

Wäre die Wirkung der Schnitte nicht noch tiefer und vielseitiger gewesen, wenn Geißler dem Skelett seiner künstlichen Menschen nicht durchweg das Gewand des Menschenautomaten gegeben hätte? Bei einigen Blättern, z. B. beim Arbeiter, beim Soldaten, sind dies freilich die durch den Stoff gegebenen Formen. Aber bei manchen Blättern will es mir scheinen, als ob ein stärkeres Beibehalten der menschlichen Form, in verschiedenen Graden und Arten der Maschinenwerdung, von größerem Eindruck sein würde.

Und dann noch eins: ein Holzschnitt ist keine Schreibe, um Vischers bekanntes Wort von der Rede und der Schreibe auf dies Gebiet anzuwenden.

Ich glaube nicht, daß die Inschriften auf zweien der Blätter die Wirkung erhöhen oder auch nur das Verständnis erleichtern. Der Zeichner zeichne, aber er erläutere sein eigenes Werk nicht.

Aber diese Bemerkungen wollen und können dem Gesamtwerk keinen Abbruch tun.

Auch dies Werk Geißlers ist ein Werk echter Jugendlichkeit. Die ewige Schöpferkraft des Menschen baut sich in ihm auf gegen alle Mechanisierung und Technisierung der Zeit. Diese Blätter beweisen es wieder, daß hier ein Künstler aus der Jugendbewegung hervorgegangen ist, der sich nicht aus den Kämpfen der Zeit auf die stille Insel seiner Träume flüchtet, sondern den gefährlichsten Gewalten seiner Zeit manhaft entgegentritt und mit der gesammelten Kraft seiner Kunst mitschafft an der Gestaltung des neuen Menschen.

Große Ausstellung Düsseldorf 1926

In Düsseldorf findet im Jahre 1926 zum ersten Male seit dem Kriege eine „Große Ausstellung für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen“ statt, welche die enormen Fortschritte aller mit diesen Gebieten in Zusammenhang stehenden Zweige in Wissenschaft, Handel und Industrie praktisch vorführen wird. Wegen ihres besonderen Gepräges findet der Düsseldorfer Ausstellungsgedanke Anteilnahme in der ganzen Welt. Der Rahmen dieses großartigen Unternehmens ist derartig weit gestellt, daß in industrieller und gewerblicher Hinsicht fast unbegrenzte Möglichkeiten für die Beteiligung gegeben sind. Außerdem verbindet die Ausstellung die Vorteile einer wissenschaftlichen Fachausstellung mit denen einer Gewerbeschau und bietet durch diesen Umstand eine recht effektvolle Werbegelegenheit. Über die bisherigen Arbeiten, Voranmeldungen und Vermietungen herrscht große Befriedigung. Trotz der augenblicklichen wirtschaftlich ungünstigen Lage ist das Interesse für die Veranstaltung ständig im Wachsen begriffen. Auch die dem Ausstellungsgegenstand fernliegenden Industrien beteiligen sich immer mehr und mehr. Die Nachfrage nach Sonderpavillons ist so groß, daß die Ausstellungsleitung jetzt schon bereits Schwierigkeiten hat, um allen Anfragen nach dieser Richtung hin gerecht zu werden.

Die günstige Verkehrslage der Stadt Düsseldorf sowie ihr altergebrachter Ruf als führende Ausstellungstadt des Kontinents sichern dem in flotter Vorbereitung begriffenen Unternehmen einen Massenbesuch. Zahlreiche Kongresse und Tagungen werden im Ausstellungsjahr 1926 in Düsseldorf stattfinden, darunter die Tagung der deutschen Naturforscher und Ärzte mit mindestens 10 000 Teilnehmern. Von der „Großen Ausstellung in Düsseldorf“ verspricht man sich eine große Belebung der Wirtschaft in ganz Rheinland und Westfalen.

Mag Halbe wurde anlässlich seines 60. Geburtstages zum Ehrenbürger von Danzig und Ehrenmitglied des Heimatbundes und des Westpreußischen Geschichtsvereins ernannt.

Buchbesprechungen

Ausführliche Besprechung einzelner Werke behalten wir uns vor. Für unverlangt eingesandte Bücher wird keinerlei Anzeige- und Besprechungsverpflichtung übernommen.

Die Schriftleitung.

Ich möchte die Menschen segnen, die uns all das Schöne aufschreiben und weitergeben. Wir finden oft unsere eigenen Gedanken wieder, und es freut uns, bei anderen verwandte Saiten zu finden.
Kronprinzessin Cecile.

Der Falke (Neue Bände).

In der Bücherei zeitgenössischer Novellen, die die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart unter dem Titel „Der Falke“ erscheinen lässt, liegen drei neue Bände vor. Wilhelm Schäfer bewährt sich in „Die Badener Kur“ wieder als Anekdotenerzähler großen Formats, der die abenteuerliche Badereise eines niederrheinischen Edelmannes fesselnd zu gestalten weiß. „Luisas Stimme“ zeigt Alfonso Paquet als Dichter, der ein Erlebnis mit der ihm eigenen Abgeklärtheit und Reife zu erzählen vermag. Eine heitere Hundegeschichte bietet Eduard Reinacher in „Glock“; aus der Reihe der heute wie Pilze emporschiehenden Tiererzählungen ragt diese Geschichte kraft ihres reich bewegten und humorvoll erzählten Geschehens hervor.

Hans Gäfgen

Hans von Rimscha: „Der russische Bürgerkrieg und die russische Emigration“. Verlag der Frommannschen Buchhandlung, Jena 1924. Brosch. 4 M., geb. 5.50 M.

Diese bei aller Gedrungenheit und präzisen Kürze überaus fleißige und genaue Arbeit ist um so wertvoller, als sie trotz aller Sachlichkeit und wohlüberlegten Objektivität von einer klaren, überlegenen und nüchternen Kritik zeugt, die uns wichtiger erscheint, als die von Hass oder Liebe geborenen Phrasen so vieler Unberufener, die sich unter dem Deckmantel der politischen oder historischen Wissenschaft mit dem russischen Problem dieser „schmerzvollen Frage“ auseinandersezgen. Rimscha gibt zunächst ein bei aller Zurückhaltung

Sparkasse der Stadt Zoppot

(Mündelsicher)

Rathaus, Schulstraße 23-27

Wechselkasse

gegenüber dem Bahnhof
geöffnet werktäglich das ganze Jahr
vormittags und nachmittags

Wechselkasse

am Kurhause
geöffnet während der Kurzeit

Erledigung sämtlicher geldgeschäftlichen
Aufträge * An- und Verkauf von sämtlichen
ausländischen Noten und Schecks
zu den günstigsten Kursen * Geldüber-
weisungen im In- und Ausland * Aus-
stellung von Reisekreditbriefen, welche
bei allen Sparkassen und Girozentralen
ohne Umstände eingelöst werden können

KONTOKORRENT, GIRO- UND SCHECKVERKEHR

KREDIT GEWÄHRUNG

Annahme von Spareinlagen und
Depositen in Danziger Gulden
und Auslandswährungen gegen
bestmöglichste Verzinsung
Kostenlose Herausgabe
von Heim-Sparbüchsen

Stahlkammer

mit vermietbaren Schrankfächern

Aufbewahrung von
verschlossenen Paketen und Koffern

[457]

Die Zoppoter Waldoper

von Carl Lange,
Oliva.

Auf Kunstdruckpapier, 55 Seiten,
13 ganzseitige Szenenbilder.
Mark 1.50.

Die Zoppoter Waldoper, welche sich aus bescheidenen Anfängen zu künstlerischer Höhe entwickelt hat, ist ein Beweis, daß die Natur durch nichts ersetzt werden kann. Unvergleichliche Bilder und Stimmungen schaffend, sind die Aufführungen in den vergangenen Jahren nicht nur den tausenden Zuschauern, sondern auch den beteiligten Künstlern und Dirigenten bis hinab zum einfachsten Bühnenarbeiter zum tiefen Erlebnis geworden. So entstand der Gedanke, diese Stimmen und Urteile zu sammeln, um zu zeigen, wie hier ein jeder am Quell der Natur neue Kraft für sich und sein künstlerisches Wirken geschöpft hat. Liebe und Verständnis für die Waldoper zu erwecken und zu festigen, Richtlinien für die weitere Entwicklung zu weisen und den Freunden die liebgewordene Erinnerung zu beleben, ist der Zweck dieses Buches.

Die „Deutsche Allg. Zeitung“ sagt:
„... Es gibt wohl selten eine so vorzüglich abgestimmte Waldbühne, wie die bei Zoppot, auf der infolge der ganz vorzüglichen Akustik dem Publikum auch die größten Feinheiten der Musik und des Gesanges voll zuteil werden...“

Verlag Georg Stilke, Berlin NW 7

fesselndes Bild der Kämpfe an den verschiedenen Fronten unter Koltschak, Denikin, Wrangel usw., der politischen Strömungen innerhalb der einzelnen Armeen und ihrer Führerschaft bis zum Zusammenbruch des Wrangel-Unternehmens, um dann den derart vorbereiteten Leser auf das andere, umfangreichere Gebiet seiner Arbeit überzuleiten, die Emigration, ihre Entstehung, ihre Presse, ihre politische und geistige Einstellung. Das Buch bietet aber noch mehr: ganz nebenbei lernt der Leser die Entwicklung und das Verhältnis der einzelnen Parteien überhaupt kennen, ihre Ziele, Hoffnungen, Ursprünge und Kräfte. Fast vierhundert teilweise sehr wertvolle Anmerkungen, ein umfangreiches Literaturverzeichnis, eine Zeittafel und mehrere Kartenbeilagen machen das Buch zu einem Nachschlagewerk, wie es mir ähnlich übersichtlich und zuverlässig bisher nicht vor die Augen gekommen ist. Jeder, der sich für die russische Frage mehr und aufrichtiger interessiert, der irgendwie bemüht ist, sich mit diesem Problem, das längst ein europäisches geworden ist, auseinanderzusetzen, wird in diesem Buch einen treuen Ratgeber, Führer und Wegweiser durch die labyrinthisch verworrenen Geschicke des Rußlands von 1917 bis 1921 begrüßen.

Wolfgang Federau

Georg Stammmer: Worte an eine Schar. 3. erweiterte Auflage. Urquellverlag, E. Röth, Mühlhausen in Thüringen. 158. Seiten.

Zum ersten Male ist Stammers schönes Buch unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges erschienen. Es ist erwachsen aus der Erkenntnis, daß es in unserem Volke schon damals an der wahren geistigen Einheit fehlte, ohne die ein gesundes Volksleben undenkbar ist. Inzwischen hat der Ausgang des Weltkrieges Stammmer in ergreifender Weise recht gegeben. Alle Kreise unseres Volkes, die mit Ernst sich mit dem Wiederaufbauproblem ihres Volkes beschäftigen, sind sich darüber im klaren, daß er nur möglich ist, wenn es gelingt, eine geistig-seelische Neugeburt und eine Einigung im Geistig-Seelischen zu erreichen. Denen sei dieses Buch

Stammlers aufs dringendste empfohlen. Denn in ihm haben sie alle Gedanken in einer bezaubernd klaren Form, die Wegweiser zu einer wirklichen inneren Einigung sein können und zugleich zeigen, wie eine Verinnerlichung unsers an materialistischer Veräußerlichung zu grunde gegangenen Volkes zu erreichen ist, die über den Tag hin Dauer verspricht. „Ich halte“, sagt Stammler in dem vorzüglichen Vorwort zur dritten Auflage, „das für den tiefsten Sinn unserer Not, daß sie uns zu Kriegern machen will, daß wir unsren Volksgedanken, die heilige Lebensordnung, als Sendung verstehen lernen; daß wir das Recht, das man uns nehmen will, in uns selber zur geistigen Kraft hämmern und es zeugend, beispielhaft in die Welt hinaustragen. Die Befreiung, die wir fordern, müssen wir bringen — dazu werden wir gequält von denen, die die Befreiung brauchen würden, aber die sie hassen.“ Ich kenne kein Buch aus den letzten Jahren, das so wie dieses an die Hauptfragen unserer Tage mit gleicher Tiefe und Klarheit herangeht. Deshalb wünsche ich ihm eine ungewöhnliche Verbreitung vor allen Dingen in den Kreisen derer, die wirkliche Führer unseres Volkes sein wollen. Denn trotz seines idealistischen Standpunkts ist es mit einem ausgesprochenen Sinn für das wirkliche Leben gedacht und geschrieben.

Ernst Lemke

Walter von Molo: *Bobenmaß*. Roman. 1.—10. Tausend. A. Langen, München 1925. 225 Seiten.

Walter von Molo: *Ums Menschentum*. Der Roman von Schillers Jugend. Wohlfahrtse Volksausgabe. 1.—10. Tausend. Ebda 1925. 202 Seiten.

Molos Menschheitsroman „Auf der rollenden Erde“ hat mit dem „Bobenmaß“ seine weitere Ausgestaltung erfahren, und am Ende des zweiten Teils sieht man nun bereits sehr viel deutlicher, als das im ersten Teil möglich war, wo das Ziel dieser neuen Arbeit Molos liegt. Wenn ich seinerzeit bei der Besprechung des ersten Bobenmaßromanes noch auf eine gewisse Unfertigkeit in der Figur



Das, was die elegante Frau sucht, findet sie restlos im

Leiser.

*Schuh vereinigt.
Elegante Form
vollendete Verarbeitung
größte Auswahl.*

*Allein-
verkauf „Jka“ Danziger
Schuh-A-G.
Langgasse 73*

Der „REVALER BOTE“ [480]

(Nachfolger der im Jahre 1860 begründeten „Revalischen Zeitung“) ist das deutsche kulturell-politisch und wirtschaftlich führende Blatt in Estland. Vertreibt die politischen u. wirtschaftlichen Interessen des Deutschtums in Estland. * Eingehende objektive Berichterstattung über das gesamte Wirtschaftsleben Estlands. Vermittelt den WEß IN DEN OSTEN. EINZIGE deutsche Zeitung in EUROPA mit besonderer RUSSLAND-BEILAGE.

Regelm. Schiffslisten u. Kursnotierungen. Bezugspreis bei direktem Bezug vom Verlag: monatlich mit allen Beilagen 3.70 GMk., ohne Beilagen (jedoch mit Russland-Beilage) 3 GMk. Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen. Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland 5 EMk., für Deutschland 10 Goldpfennig, für das übrige Ausland 3 amer. Cents. Zahlstelle in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Anzeigenaufträge empfangen: die Geschäftsstelle des „Revaler Boten“ (Reval, Raderstraße 12, Postfach 51), im Auslande: alle größeren Annoncen-Expeditionen.

des Haupthelden meinte hinweisen zu müssen, so muß ich heute feststellen, daß das in dem Plan des Gesamtromans lag, der auch mit dem zweiten Roman noch nicht zu Ende geführt ist und in einem weiteren dritten Teil sich erst voll ausgestalten wird. Aber heute, angesichts des zweiten Teils, läßt sich doch schon die Aufgabe der gesamten Dichtung klar erkennen und nennen. Sie bedeutet in der Entwicklung dieses Dichters eine Stufe, die zu neuer, zu kosmischer Sicht führt. Denn um nichts Geringeres handelt es sich in der Dichtung von Bobenmäß als um den Menschen als kosmisches Wesen. So bedeutet dieser Romankreis in der Tat die Ausweitung des Moloschen Dichtertums zu umfassenderer Welterfassung. Ging er in seinen Anfängen von Einzelproblemen seiner Zeit aus, um auf der zweiten Stufe, der des Schillerromans, den Menschen als Kämpfer um eine ideelle Erfassung des Lebens darzustellen, um auf der dritten, der des Romans seines Volkes, den Menschen als Angehörigen eines Volkes, also den Zusammenhang zwischen Mensch und Volk zu schildern, so setzte er sich nun die Aufgabe, den Sinn des menschlichen Lebens schlechtweg zu ergründen und an typischen Erlebnissen des Bobenmäß die Hindernisse und die Förderungen darzustellen, durch die der göttliche Kern im Menschenwesen seiner Befreiung und seiner Auswirkung im Leben entgegengeführt wird. Bobenmäß ist als Persönlichkeit, wie wir ihn jetzt erkennen können, die sinnbildliche Gestaltung des Goetheschen Stirb und Werde. Damit wird die höchste Leistung Molos. In dem zweiten Teil fallen von der Gestalt des Bobenmäß nach und nach all die Schlacken ab, die im ersten Teil verhinderten, daß man zu ihm ein auf Liebe gestelltes Verhältnis gewann. Nun aber fällt auch Licht zurück auf jenen Teil, wir wissen jetzt, der Bobenmäß ist erst allmählich unter der Erziehung durch das Leben zu der das Leben beherrschenden Gestalt geworden, die er nun ist. Es lebt in diesem zweiten Teil etwas von der Gestalt Jesu in ihm, wenn wir als die Hauptwesenszüge Jesu die unerschütterliche Helferliebe und die Liebe zu Gott als der das Weltall erfüllenden Allmacht ansehen.

Baltische Blätter vereinigt mit den Baltischen Nachrichten

8. Jahrgang

geben ein getreues Bild der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung Sowjetrusslands und der Randstaaten mit besonderer Berücksichtigung der baltischen Republiken; sie bringen Aufsätze berufener Autoren kultureller und schöpferischer Bestrebungen, wichtige Nachrichten aus der Heimat sowie aus den

481] Organisationen in Deutschland.

Monatlich 2 Hefte.

Baltischer Verlag und Ostbuchhandlung G.m.b.H., Berlin W 30
Mohstraße 22.

Man könnte in der Dichtung Molos gleichsam seinen Jesusroman sehen, und man denkt manchmal an Gerhart Hauptmanns „Quint“, mit dem übrigens Molos Roman auch sonst noch manchen Gedanken Zusammenhang aufweist, wenn man etwa an die Stellung denkt, die die Mehrheit der Menschen zu dem Helfergeist Bobenmajens einnimmt. In der Ausführung freilich geht Molo vollkommen eigene Wege. Vergleiche ich den Stil dieses zweiten Teils mit dem des ersten, so will mir scheinen, als sei er ruhiger, ausgeglichener als der des ersten. Die Handlung selbst gewann eine größere, sichtbarere Linie. Die Ursache ist ersichtlich aus der Persönlichkeit Bobenmajens zu erschließen, die eben in dem ersten Teil noch auf der Suche nach dem Sinn ihres Lebens war, ihn hier aber gefunden hat. Deutlicher auch als im ersten Teil wird hier, daß in der Gestalt Bobenmajens ein gut Teil Schilderung der eigenen Entwicklung des Dichters steckt. Zwar wäre es grundverkehrt, wollte man die neue Dichtung als autobiographische bezeichnen. Aber doch ist Bobenmaj das Geschöpf eigener Lebenserkenntnis des Dichters, und damit wird der Roman, was jede gute Dichtung seit Goethe sein will, Bruchstück einer Confession.

Zu gleicher Zeit mit diesem neuen Werk erschien soeben der erste Teil des Schillerromans in einer vorzüglich ausgestatteten Ausgabe, die wohlfeil nur einer weiten Verbreitung dieses Werkes die Wege freimacht. Es genügt, auf sie mit diesen paar Worten hinzuweisen; denn es ist ja bekannt, daß dieses Werk Molos wohl der beste Dichterroman ist, den wir Deutschen besitzen.

Ernst Lemke

Der Regenbogen. Hundert Gedichte von Hagen Thürmann. Konkordia, Deutsche Verlagsanstalt.

Hochluft, Hochluft weht in diesen Versen! Ob sie die Erhabenheit der Berge, die holde Innigkeit der Wälder schilderten, ob sie das Grau des Alltags empfinden lassen, unter dem doch ein Strom des Lebens aus Ewigkeiten rauscht, ob sie von Lieben, Scheiden, Finden und Gewähren schwelgen,

Otto Goetz Nachf.

Danzig

Kassubischer Markt 4-5

Fernspr. 3349 u. 5112

Gegründet 1888

Genußmittelfabriken

Essig

Mostrich

Mineralwasser

Fruchtsäfte

Essenzen

456]

Grätzer

engl. Porter

Kur- und Tafelwässer

Ed. Loewens

Danzig

Langfuhr

Zoppot

428]

Roeckl-Handschahe

Weltmarke

„Bannerträger“

Zeitschrift
des Jungnationalen Bundes!

Das Ostmarkheft ist erschienen!

Aus dem Inhalt:

Moeller v. d. Bruck: Zwischen Westen und Osten.
G. Meweß: Ostmark-Preußen.
H. Ron siek: Ostpreußen.
H. Kocholl: Preußen.
R. Stieba: Ostland.
W. Wobrich: Die ostdeutsche Siebung
Ostdeutsche Bücherbriefe, Politische Beilage mit Nachrichten aus Russland.

Einzelnummer: 20 Pfg. durch die Kanzlei des Jungnationalen Bundes
Münster i. W., Breuel 21.

„FREIE PRESSE“

Blatt der Deutschen
in Polen — [338]

Das nachweislich verbreitetste
deutsche Nachrichtenblatt
:: im ehemaligen Kongreßpolen ::

Die „FREIE PRESSE“ strebt die Wahrnehmung der Belange der zwei Millionen Deutschen in Polen an, nimmt Stellung zu den Angelegenheiten der Stammesbrüder dies- und jenseits der Grenze, berichtet über die Arbeit und Nöte des Deutschtums im polnischen Reiche und sucht dessen geistige Verbindung mit den deutschen Brüdern in der ganzen Welt aufrechtzuerhalten.

Da die „FREIE PRESSE“ nicht nur in Kongreßpolen, sondern auch in Großpolen und Galizien weitverbreitet ist, ist sie ein Anzeigenorgan ersten Ranges und verschafft ihren Inserenten stets gute Erfolge.

Im gleichen Verlage erscheint
:: die Wochenschrift ::

„Der Volksfreund“

welche vorwiegend von der Landbevölkerung gelesen wird.

— Probenummern auf Wunsch kostenlos —

„FREIE PRESSE“

Geschäftsstelle und Schriftleitung

LODZ, Petrikauer Straße 86

immer trägt ein adliger Sinn, der das Wort zum vollkommen gemeisterten Instrument mache, über Plattheit, Verbrauchtes, wirklich Alltägliches hinweg. Die Welt, die wir zu kennen glauben, erschließt sich uns in neuen Bildern und edlerer Gestaltung. Man verlebt eine Stunde der Andacht, wenn man sich in dieses Buch vertieft.

M. G.

Mag Jungnickel: „Aus Wind und Himmel“. Verlag Adolf Spohnholz, G. m. b. H., Hannover.

In diesen Versen lebt der ganze wunderselige Jungnickel, der zu Baum und Strauch am Wege Bruder sagt, der mit den Wolken vertraute Gespräche führt und mit den Vögeln und Faltern zu plaudern weiß. Eingestreut in seine beschwingten Prosa-bände hat uns Jungnickel schon manch seinen Vers geschenkt, aber gesammelt läßt er seine Gedichte nun zum ersten Mal erscheinen. Ernst und Humor wechseln in buntem Reigen ab in den Versen, die voller Musik sind und reich an schönen, eigenartigen Bildern. Man sollte das schmale Büchlein einstecken, wenn man unter blühenden Bäumen oder auf Sommerwiesen träumend liegt, man sollte einem geliebten Menschen aus ihm vorlesen, wenn die Flocken an den Scheiben vorübergleiten. Immer wird es uns warm um's Herz, denn der diese Gedichte schrieb, ist ein echter, rechter, gesegneter Dichter.

Hans Gäfgen

Schlesische Sagen. Herausgegeben von Will-Erich Peukert. Böhmerwald-Sagen. Herausgegeben von Gustav Jungbauer. Aus der Sammlung: Deutscher Sagenschatz. Herausgegeben von Paul Danert. Eugen Diederichs-Verlag, Jena 1924.

Nicht auf jene Sagen, die schon für einen bestimmten Kulturgrad zeugen und meist bereits die Grenzen der bewußten, poetischen Erfindung streifen, sondern auf jene, die uns den germanischen Menschen in seiner ganzen Primitivität, Ursprünglichkeit und Naturgebundenheit zeigen. Der Wert dieser Sammlungen steigert sich noch dadurch, daß eine strenge Scheidung zwischen den einzelnen

Stimmen erfolgt, die uns auf diese Weise die Seele der einzelnen Stämme um so klarer bloslegen. Unbekanntes Volksgut ist angehäuft und es kommt uns vor, als wähnten wir in einem Berg von Gold.

Dr. L. K.

Joachim Ringelnatz: Geheimes Kinderpielbuch mit vielen Bildern. Gustav Kiepenheuer, Verlag, Potsdam.

In kurzer Zeit ist Joachim Ringelnatz berühmt geworden. Und dennoch dürfte noch eine Weile vergehen, bis man ihn verstanden haben wird. Noch sehen die meisten in ihm mehr oder weniger den Clown, der auf geistvolle Art seine gereimten oder ungereimten Späße macht. Das Dämonische, Grüblerische, Satirische sehen die allerwenigsten. Trotz des Phantasie- und Bilderreichtums sind diese Kinderverse, die aber nur für die großen Kinder bestimmt nicht geeignet, in dieser Hinsicht bessern zu wirken. Den Allerbesteren dieses seltsamen Dichter-Phänomens gehören sie nicht. Immerhin sind auch sie das Werk eines Dichters, in dem Gott und Teufel um die Herrschaft streiten.

Dr. L. K.

Ernst Lissauer: „Deutsche Balladen“. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Diese Anthologie überrascht und beglückt durch die Fülle des Gebotenen, wie auch durch die bewußt subjektive Auswahl, die der bekannte Schriftsteller dem Reichtum deutscher Dichtung entnommen hat. Es wäre leicht, den Band auf das Doppelte des Umfangs anschwellen zu lassen; das hätte Lissauer auch selbst tun können, wenn er nicht bewußt, wie er in seiner ungemein fesselnden Einleitung ausführt, allzu Bekanntes fortgelassen hätte. Daß Lissauer besonders auf die Drostehülschoff in so prägnanter Weise hinweist, daß er diese größte deutsche Dichterin, die immer noch viel zu wenig bekannt ist, in den Vordergrund seiner Anthologie stellt, sei ihm gedankt. Daneben hat er C. F. Meyer und Fontane in hervorragender Weise berücksichtigt, ohne andere Autoren größeren und geringeren Formats zu vernachlässigen.



518]

Ein aussichtsreicher Frauenberuf

ist es, über welchen das für Eltern, Lehrer, Berufsberater und die weibliche Jugend bestimmte Buch: „Die Kindergärtnerin, Hortnerin und Jugendfürsorgerin“ von Margarete Boeder (50 Pf.) in beratender und umfassender Weise berichtet. Aus dem Inhalt: „Schilderungen dieses eigenartigen Berufes, gesetzliche Bestimmungen, Anstellungsbedingungen, Jugendpflege, Verzeichnis staatlich anerkannter Seminare und Frauenschulen, pekuniäre Aussichten usw.“ Bestellen Sie bei Hermann Paetz Verlag G. m. b. H., Neu-Finkenkrug bei Berlin.

„EGEDA“

DIE QUALITÄTSMARKE

Gesetzlich geschützt

424]



ALLEINVERKAUF

STRUMPFHAUS GERSON

DANZIG

- FILIALE -

ZOPPOT, KURHAUS

Soeben erschien:

Das neue Aufwertungsrecht

nebst praktischen Beispielen, Formularen für die notwendigen Anmeldungen, einer Tabelle der einzuhaltenden Fristen u. ausführlichem Sachregister

Gemeinverständlich dargestellt

von

DR. RADEMACHER

Mitglied des Reichstages und des Aufwertungsausschusses

Unter Mitwirkung von

DR. A. PHILIP

Mitglied des Reichstages und Vorsitzender des Aufwertungsausschusses

Umfang XVI und 332 Seiten

Preis 4.50 Mark

*

Die "neuen Aufwertungsgesetze werden in den weitesten Kreisen der Bevölkerung besonderem Interesse begegnen. Die Entwicklung des Aufwertungsrechts und die Schwierigkeit des Gegenstandes bringen es mit sich, daß die Fassung des Gesetzes nicht so allgemeinverständlich ausfallen kann, daß sie von jedem Laien ohne Beratung verstanden und auf seinen Sonderfall angewendet werden kann. Deshalb ist das Erscheinen dieser gemeinverständlichen Darstellung zu begrüßen. Das Buch ist kein Kommentar, es wird vielmehr, nach Materien geordnet, die große Fülle der durch das Gesetz geregelten Einzelfälle so zu erörtern suchen, daß auch der Laie seinen Fall leicht findet. Die Darstellung ist zu diesem Zwecke

mit Beispielen aus dem täglichen Leben

belegt. Die Verfasser gelten als besondere Kenner des Aufwertungsrechts und sind an der Entstehung des Gesetzes hervorragend beteiligt.

Lissauer selbst ist mit einigen seiner markanten, gehämmerten Strophen vertreten, die wiederum erkennen lassen, daß er eines der stärksten, eigenwilligsten Talente im heutigen Schrifttum ist, ein unverrückbar seinem Ziele Entgegenstrebender, der nicht gewillt ist, Konzessionen an den Zeitgeschmack zu machen. Es wäre an der Zeit, daß die Bühnen sich diesem Dichter, der bisher wohl nur mit seinem Einakter "Casanova in Dug" zu Wort gekommen ist, erschließen; Lissauer neigt auch in seiner Lyrik stark zum Dramatischen, so daß man seinen Bühnenwerken, deren einige vollendet vorliegen, mit hochgespannten Erwartungen entgegensehen darf.

Hans Gäfgen

Die Goldsucher von Wien. Unter diesem Titel könnte man sich ganz gut die Etikette eines Kolportageromanes erläter, zweiter oder dritter Güte vorstellen, die geheimnisvolle Atmosphäre eines 10-Pfennigromanes, — der natürlich zeitgemäß entsprechend zu multiplizieren wäre. — Die Goldsucher von Wien sind aber viel ernster und ganz von Ferne hat sie der Singer Balzacs angerührt. Dieser Roman, mit dem Untertitel "Eine Begebenheit unter Schiebern", ist von einem gescheiten Kerl geschrieben, der sich Peter Hamp nennt, (Rheinlandverlag Basel), ein Geist von internationaler westlicher Prägung, scharf und helläugig, voll Form und Beobachtung, voll Nerven und Mitleid, voll Wissen und Einsicht.

Von diesem Roman, dem Roman eines journalistischen Globetrotters, überrascht die präzise Komposition, die harte metallische Zeichnung der Typen, die rücksichtslose Farbe. Hamp läßt über das niedergebrochene Wien der ersten Nachkriegszeit, das in Armut, Hunger, Krankheit, Not und Demütigung zittert, brüllt, klagt und stöhnt, einen Haufen internationaler Schieber mit dem Instinkt von Hunden, der Seelenlosigkeit von Vampiren und der Rücksichtslosigkeit von Ausbeutern stürzen. Ihre Devise ist Geschäft. Ihre Devise ist Geld. Ihr Wille ist, Geld aus allem zu machen, aus Dreck, Hunger, verröchelnden Menschen. Jedes Objekt wird für sie Transaktion.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7

Hamp zeichnet schillernde Schmeißfliegen hin, die über der Apathie einer zerbröckelnden Stadt ihren satanischen Goldreigen tanzen. Sie entlochen den Palästen ihre Wunderdinge an Schmuck und Kultur. Sie kaufen sich die Leiber der Frauen. Sie pressen aus der letzten Kraft noch eine Unze Blut und Saft, der ihnen zur Mast dient. Es sind die Gnadenlosen einer gnadenlosen Zeit. Sie sind apokalyptische Reiter, zynisch, frech, fleischige Ungeheuer des Materiellen, mit Gisttaten und zuschnürenden Fäusten. Der Weltwind hat sie aus allen Erdwinkeln über die zuckende Stadt geweht.

Hamp, von Iwan Goll klar und gut übertragen, hat für den ungeheuren Stoff nicht die Magie des Dichterischen, aber er hat die Fähigkeit des Technikers. Dieser Roman ist volkswirtschaftlich ebenso interessant wie er merkwürdig ist in der Beleuchtung der Schieberpsche. Es ist eine Anklage, ein Urteil, ein Menetekel, eine Entblöhung, eine Satyre, zugleich aber Skepsis und Achselzucken, Trauer und Mitleid.

Anton Schnack

Waldemar Damer: Das wahre Gesicht. Kommissionsverlag: Tempelhofer Buchhandlung, Berlin-Tempelhof. Preis gebunden 3 Mark.

Mit großer Beobachtungsschärfe gibt der jugendliche Verfasser in dieser größtenteils aus eigenem Erleben erwachsenen Erzählung ein lebendiges Bild von dem Wühlen und Treiben der Polen in den Grenzmarkgebieten vor und während des Weltkrieges. Es ist erstaunlich festzustellen, wie treffend und sicher bestimmte Züge der polnischen Psyche aufgefasst und wiedergegeben sind. Gewiß zeigt in künstlerischer Beziehung noch manches den jungen und unerfahrenen Schriftsteller an, der sich über gewisse Erfordernisse der Gestaltung, des Stils und Aufbau seines Werkes noch nicht ganz im Klaren ist, aber die Linienführung im Allgemeinen und die Charakterisierung der einzelnen Personen im Besonderen stellt eine gute Leistung dar und berechtigt zu weitergehenden Hoffnungen. Der etwas

Graue Haare!



Nüancin

ein wasserhelles garantirt unschädliches Präparat, welches einem Kopfwasser ähnelt, gibt den Haaren allmählich u. unmerklich ihre frühere Naturfarbe wieder.

Bei Frauen und Männern mit gleichem Erfolg anwendbar

W. Seeger A.G. & Co.
BERLIN - STEGLITZ

Danzig - Warschau

S. Plottin

Danzig, Langermarkt 27-28

Althistorische Weinstuben

*

Caviar - Importhaus

*

Saison - Delikatessen

Ein inhaltsreicher Führer

für Eltern, Lehrer, Berufsberater und die weibliche Jugend ist die in umfassender Weise berichtende Schrift: „Die Wohlfahrtspflegerin“ von H. Weber (75 Pfg.). Aus dem Inhalt: „Vorbedingungen und Ausbildung, vorhandene soziale Ausbildungsanstalten, Berufsaussichten und Berufsorganisationen.“ Zu beziehen von Hermann Paetel Verlag G. m. b. H., Neu-Finkenkrug bei Berlin (Osthavelland), Kaiser-Wilhelm-Str. 51.

kolportagemäßige Schluß vermag den Gesamtwert dieser Arbeit nicht wesentlich zu beeinträchtigen.

Wolfgang Federau

Helene Böhlau: *Die leichtsinnige Cheliebste*. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Wieder einmal steigt der Duft „Alt-Weimar“ auf, in jener künstlerischen Gestaltung berufener Feder, die bei Helene Böhlau leidenschaftliche Süße und herbe Entzückung zugleich vereint. Die Atmosphäre eines Sommergartens voll Rosen, die sich hingeben und erblühen um zu verwelken und zu vergehen. Diesmal hat die abenteuerliche Begegnung, da das liebliche Weiblein, die „kleine Wertherin“, Hals über Kopf ihrem Cheliebsten davon- und dem nichts ahnenden Seelenfreunde, August von Einsiedel, an den Hals fliegt, nachdem sie zuvor Komödie des Sterbens und Begrabens gespielt, ein gar artig Büchlein abgegeben, das mit viel Beschaulichkeit, Schelmerei und stürmischen Herztonen jene Tage genialer Lebensromantik, gleich einem eigenen Erlebnis bescheert.

Marie Schempf

Adolf Behne: *Die Uebersahrt am Schreckenstein. Eine Einführung in die Kunst*. Berlin 1924. Arbeiter-Jugend-Verlag.

Ein sehr erfreulicher Versuch, durch eine Betrachtung und Analyse des bekannten Gemäldes von Ludwig Richter „Die Uebersahrt am Schreckenstein“ eine natürliche Grundlage zum eingehenden Betrachten von Bildkunstwerken überhaupt zu gewinnen. Die weitschichtige Methode hält sich von jeder außerhalb der Sache liegenden Abschweifung wie auch von einem reinen Theoretisieren frei. Das behutsame Hinführen des Lesers auf die formal-ästhetischen Grundsätze des künstlerisch Schaffenden ist mustergültig und stempelt die Schrift zu einer Elementarlehre des für Kunstwerke interessierten Menschen.

Brattskoven

Eberhard Königs lange Jahre vergriffen gewesenen Märchen „Von Hollas Rocken“ erscheinen in der Reihe der Zweifäusterdrucke im Verlage Erich Matthes, Leipzig, in

überaus reizvoller, wertvoller Ausstattung mit schönen Illustrationen von Hans Schröter. Königs herbe, deutsche Geistigkeit, der Reichtum an Gemüt, fanden in diesen Märchen einen oft von Humor überjönten, lebendigen Ausdruck. Mit ihrer heimlichen Weisheit, in der Schönheit der Sprache sind diese Märchen nicht nur für die Jugend, sondern auch für die erwachsenen Freunde des Königlichen Schaffens bestimmt.

Franz Alfons Gandy

Wilhelm Müller-Rüdersdorf: *Das Strachwitzbuch*. Verlag Franz Goerlich, Breslau. 96 Seiten.

Ein neues Buch für Schlesien und seine Freunde im gediegenen Gewande, mit kurzer, gehaltvoller Einleitung vom Herausgeber. Die schönsten der bildstarken Balladen und der gewinnenden Lieder des frühvollendeten Grafen Strachwitz sind mit sicherem Blick für Formschönheit und Gedankentiefe vereinigt. Es ist in Wahrheit eine der wenigen Gedichtausgaben, die sich mit gleichem Erfolge an Alter und Jugend wenden und besonders dem Schüler höherer Lehranstalten eine willkommene Belehrung feiner Sprachkultur und stolzer Lebensführung bedeuten.

Max Leischnier

„Aus des Knaben Wunderhorn“. Fr. Hebbel: „Gedichte“. Nikolaus Lenau: „Gedichte“. Schiller: Gedichte“. Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart.

Der bekannte Stuttgarter Verlag läßt eine Buchreihe „Klassische Lyrik“ erscheinen, die sich durch gute, gediegene, geschmackvolle Ausstattung, gefällige Druckanordnung und inneren Gehalt aus ähnlichen Erscheinungen heraushebt. Vier neue Bände liegen vor. Matthäus Gerster, der besonders durch seinen Wieland-Roman bekannt gewordene schwäbische Schriftsteller, hat eine Auswahl „Aus des Knaben Wunderhorn“ getroffen, die diesem herrlichen Buche neue Freunde gewinnen wird. Die neue Ausgabe Hebbelscher Gedichte hat Hans Vetter ausgewählt und eingeleitet, während für die Auswahl aus Lenaus Gedichten Prof. Dr. Heinrich Bischoff verant-

wortlich zeichnet. Eine gute Auswahl aus Schillers Gedichten hat Prof. Dr. Otto Günter veranstaltet. Die Bände werden dazu beitragen, die Liebe zum lirischen Edelgut unserer Großen neu zu beleben und zu stärken.

Hans Gäfgen

„Der Ritter vom Turn“. Roland-Verlag, München.

„Der Ritter vom Turn“ erschien erstmals 1493 in Basel und wurde das beliebteste Bilderbuch des späteren Mittelalters. Der Münchener Roland-Verlag, dem wir manch seinen Bilderband verdanken, gibt nun auch das Buch aus dem fünfzehnten Jahrhundert in einer ungemein ansprechenden Neuausgabe heraus. Die Holzschnitte, die in ihrer Eindringlichkeit von einem Meister stammen dürften, der Dürer nahestand, schildern die mannigfaltigen Ereignisse des mittelalterlichen Lebens und besitzen auch hohe kulturgeistliche Bedeutung. Kurt Pfister hat dem Buche ein aufschlußreiches Nachwort geschrieben.

Hans Gäfgen

Paul Steinmüller: *In Allmutter's Garten.* Greiner & Pfeiffer, Stuttgart, o. J. (1925) 87 Seiten, broschiert 2,50 Reichsmark, gebunden 3,50 Reichsmark.

Wer, der Steinmüllers Bücher kennt, wüßte nicht, in welchen engen Beziehungen seine Dichterseele zur Allmutter Erde steht? Nun gibt er uns in seinem neuesten Bändchen Kunde von seiner tiefen Liebe zur Natur und tut das im hymnischen Ton seiner früheren Prosarhapsodien. Religiöse Inbrunst pantheistischer Art ist ihr Artzeichen, germanische Männlichkeit bändigt das überströmende Gefühl zu wirkender Kraft, christlich-germanischer Lichtglaube macht das Naturerleben in ihm zu einer sittlichen Kraft. Wundervoll, wie die jetzt zu ihrer Höhe gewachsene dichterische Begabung Steinmüllers die verschiedensten Naturbilder und Stimmungen zu runden Bildern voll einheitlicher Stimmung zu gestalten versteht. Und so ist dieses Buch zu einer einzigen Feier geworden, die das Werden der Natur im Kreise des Jahres in unsere Seele hebt.

Ernst Lemke

Hans Brandenburg: *„Pankraz der Hirtenbub“.* Verlag H. Hässel, Leipzig.

Hans Brandenburg als Dichter und seine Gattin Dora Brandenburg-Pöster als Zeichnerin haben hier ein ungemein anziehendes, bedeutsames Buch geschaffen. Es ist die Geschichte eines armen Hirtenbuben, der mutterlos und von dem trinkenden Vater mißhandelt, aufwächst, ohne Menschenliebe, aber innig vertraut mit der Natur und ihrem Fühlen und Regen. Ein Maler tritt in seinen Lebenskreis und erkennt staunend, daß der Knabe nichts gemein hat mit Kindern sonstigen Gepräges, daß er zu einem Stück der Natur geworden ist, menschenfern, einsam aufkeimend und vergehend. Die stimmungsvolle Erzählung, die reich an Schönheiten Stifterschen Gepräges ist, hat die Gattin des Dichters zu einer Reihe von Zeichnungen angeregt, die den Inhalt des Buches erfreulich ergänzen. Nicht unerwähnt mag die vorbildliche Ausstattung des Buches bleiben.

Hans Gäfgen

Anna Schieber: *Die „Erfüllung“.* Wilhelm Fischer-Graz: *„Das Burgkleinod“.* Verlag Eugen Salzer, Heilbronn a. N.

Ein Büchlein von Anna Schieber bedeutet für stille Menschen stets einen besonderen Genuß, zumal wenn es in so liebevoll gewähltem Gewande erscheint, wie „Die Erfüllung“. Schlichte, feine Menschen schreiten auch durch durch diesen Band der schwäbischen Dichterin, die, unbeirrt von Tagesmode und -haßt ihren Weg verfolgt und ihre gleichgestimmte Leser stets zu beglücken weiß. Auch Wilhelm Fischer-Graz ist ein echter, aufrechter Poet voll seiner Stimmungen, der schlicht und anschaulich zu erzählen weiß. Der Verlag Salzer verdient den Dank aller Freunde inniger Dichtkunst für seine innerlich und äußerlich gleich erfreulichen Buchgaben.

Hans Gäfgen

Alexander von Gleichen-Rußwurm: *„Vom gemütvollen Leben“.* Buchschmuck von Kurt Opitz. Max Koch, Verlag, Leipzig 1924.

Ein Buch Lebensweisheit nennt sich dieses Bändchen mit seinen 150 Seiten. Und ist es im vollsten und wahrsten

Sinne des Wortes, gewachsen aus der überlegenen Art dieses arbiter elegantiarum und seiner staunenswert reichen Belebung, die in seinen Händen zum Baustein neuer Lebensharmonie wird. Jeder Abschnitt eine in sich wertvolle Betrachtung, die Augen öffnet, Schleier zerreißt, Wege weist. Ob er vom Lächeln, Lachen, Weinen und Schweigen, den Sprachen des Gemüts spricht, oder von unverstandenen Menschen, von herzenshöflichkeiten, vom Beruf, vom Herrschen, vom Weg zu sich selbst oder vom Recht der Persönlichkeit: stets fällt ein Same in die empfängnisbereite Seele, neues Leben vorbereitend, neue Harmonie.

Dr. L. K.

Neuer Kalender 1926. Die ersten Kalender sind schon eingetroffen. Wieder fällt der von Karl Maßner zusammengestellte Dürerkalender für Kultur und Kunst durch wertvolle Beiträge und gute Ausstattung auf. Paul Winkler-Leers war verständnisvoller künstlerischer Berater des nun seit 1913 erscheinenden Wegweisers deutscher Art, dessen Freundeskreis von Jahr zu Jahr zugenommen hat. Es fällt auf, daß diesmal sehr vieles aus Büchern und Schriften entnommen ist. (Dürer-Verlag, Berlin-Zehlendorf).

In Buchform erschien der Danziger Kalender 1926 im Verlage von A. W. Kafemann-Danzig. Er hat an Wert des Inhalts und Ausstattung erheblich gewonnen. Sein volkstümlicher Charakter bedingt die Auswahl der Skizzen, Betrachtungen und Gedichte. Sehr schön ist die Auswahl der Bilder. Dem Herausgeber Herrn Bertling gebührt besonderer Dank wie dem Verlag, denn der Kalender, dient den Klang und Ruf des Namens Danzigs zu stärken und zu vertiefen. Auch hier ist's ein Beweis, wie Kultur und Kunst von deutscher Art und deutschem Wesen zu uns sprechen.

Pfarrer Wilhelm Schmidt hat den Evangelischen Hauskalender für die Ostmark 1926 im zweiten Jahr herausgegeben (Druck und Verlag der Heiligenbeiler Zeitung). Er wandert in die weitesten Kreise des Volkes. Mit welcher Liebe ist hier die Auswahl getroffen, um Gutes und Allgemeinverständliches zusammenzutragen. Der Preis von 50 Pfennig ist außergewöhnlich billig. Unter den Mitarbeitern seien genannt:

Fritz Kudning, Gertrud Liebisch, Walter Scheffler, Generalsuperintendent D. Gennrich, Oberkonsistorialrat Richter, Gustav Schroer und Gustav Schüler. Die meisten sehr stimmungsvollen Zeichnungen sind von Professor D. Rud. Schäfer.

Carl Lange

Preußische Jahrbücher

Herausgeber Dr. Walther Schotte
Band 202, Heft 1 Oktober 1925

Aus dem Inhalt:

- Leopold v. Schloßer: Bismarck-Briefe aus den Jahren 1861 und 1862.
H. O. Meissner: Bismarcks Dank für den Sachsenwald.
Joh. Victor Bredt: Revision der Reichsverfassung.
R. G. Quaatz: Forderungen nationaler Handelsvertragspolitik.
Eberhard Graf Kalckreuth: Zur Rentabilität der Landwirtschaft.
Lutz Korodi: Auslandsdeutsche gestern und heute.
Emil Daniels: Die Zukunft des englischen Imperiums.
Heinz Brauweiler: Parlamentarismus und berufständische Verfassungsreform.
Edwin Redslod: Grundzüge in der Entwicklung der heutigen Kunst.
Walter Heynen: Vom Aufgabekreis der Preußischen Jahrbücher.

Preis pro Heft 1,50 Goldmark

Berlin NW 7

Georg Stille



KAFFEE HAG COFFEINFREIER
BOHNENKAFFEE

Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und
der „Deutschen Gesellschaften für Kunst
und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

6. Jahrg. Oktober 1925 Nr. 7

Unverlangte Manuskripte nicht einsenden
Porto in Papiergebeld einfügen, falls
Rücksendung erwünscht

Inhalt:

Seite

Fritz Ludwig: Der Maler Eduard Bischoff, mit Bildern	663
Dr. Max von Schillings: Der Doppoter Fest- spielgedanke, mit Bildern	679
Karl Demmel: Herr Walther von der Vogel- weide.	684
Wolfgang Feberau: Atelierbesuche bei Dan- ziger Malern	691
Heinrich Berkaulen: Hochzeit im Herbst	701
Ludwig Marcus: Fahrt zu Matthias Grüne- walds „Madonna“ in Stuppach	703
Hans Gässgen: Tobias	709
Annemarie Koeppen: Ein Wort	711
Walter Schimmel-Falkenau: Aus dem Lebens- kreise einer vergessenen Königin	720

Rundschau:

Ludwig Hinrichsen: Wenn die Heide blüht	727
Franz Mahlitz: Wilhelm Scharrelmann, der Dichter und sein Werk	730
Karl Röttger: Peter Hille	732
Abolf Behne: Paul Scheerbart	735
Paul Burg: Menschen und Städte des alten Europa	737
Werner Deubel: Welches ist das bedeutendste Buch der Gegenwart?	740
Fritz Ludwig: Die Arbeit des Neuen Schau- spielhauses in Königsberg	743
Dr. Kurt Kauenhowen: Der künstliche Mensch	744
Große Ausstellung Düsseldorf 1926	746

BUchbesprechungen . 747 – 758

Nachdruck und Nachbildung verboten
(Reichsgesetz v. 19. Juni 1901)

Copyright by Georg Stilke, Danzig-Berlin 1924

Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten

Verlag:

Georg Stilke, Danzig-Langfuhr, Hauptstr. 8
Berlin NW. 2, Dorotheenstr. 65

Für die Schriftleitung verantwortlich:
Carl Lange, Oliva b. Danzig, Schefflerstr. 2

Telefon: Oliva 148

Der Bezug der „Ostdeutschen Monatshefte“
kann durch sämtliche Buchhandlungen, durch die Post
oder vom Verlag erfolgen. Auslieferung für Ost-
preußen durch Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr.,
Paradeplatz, für Estland durch Kluge & Stöbhm,
Reval, für Lettland durch Gustav Löffler, Riga.
Der Bezugspreis beträgt für jedes Heft 1.25 Gold-
mark, für Danzig 1.60 Danziger Gulden.

Dresdner Bank in Danzig Langermarkt 12/13

400]

Größeren Umsatz

im deutschen Osten erzielen
Sie durch Insertion in den

Ostdeutschen Monatsheften

Telegramm-
Adresse:
Karosserie
Zoppot



Telefon:
Zoppot
651, 52
579

[366]

D. K. F. Karosserien sind erstklassig!

Spezialfabrik für Karosserie-
bau und Automobilreparatur
Anfertigung von Ersatzteilen

Danziger Karosseriefabrik A.-G.
Zoppot

Die

Hansa-Bank

Aktiengesellschaft

DANZIG, Brotbänkengasse 43

hält sich zur Erledigung
sämtlicher bankgeschäftlichen
Transaktionen bestens
empfohlen

162]

Telefon: 560, 1899, 7184, 7185

Postcheckkonto:

Danzig Nr. 1158

Stettin Nr. 12060

Commerz- u. Privat-Bank

Aktiengesellschaft

Filiale Danzig

Langermarkt 14

*

Telegrammadresse: Hanseatic

Tel.: 306, 5444, 5445, 7086

258]

SPARKASSE DER STADT DANZIG

Langgasse 47

TELEPHON Nr. 3041-3044

Jopengasse 37-38

519]

TELEPHON Nr. 7320-7325

*

BANKVERBINDUNGEN
AN ALLEN GRÖSSEREN PLÄTZEN
DES AUSLANDES

„DREI LILIEN“ [508]
Parfümerie - Kunstgewerbe
DANZIG, || KÖNIGSBERG,
Langgasse 17-18 Kantstraße 15

ERSTES HAUS AM PLATZE

für

Parfümerien und || Feine Toiletteseifen
Toilette - Artikel || Kosmetische Artikel

Kristall (Baccarat, Val St. Lambert)

Kunstporzellane

Feine kunstgewerbliche Erzeugnisse

Lederwaren * Handtaschen * Reiseartikel
Feinste Offenbacher und Wiener Modelle

DANZIGER GOLDWASSER

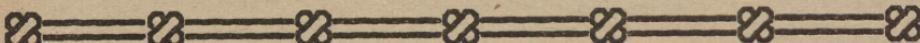
Kurfürstlicher Magen.

529]



Julius von Götzen A.-G., Danzig 4

Alleinige Exportvertretung und Depot:
Waldemar Fischer - Hamburg 8
 Catharinenstraße 29-30, Pelikanhaus
 Fernruf: Roland 7560



Automobil- und Maschinen-Werkstätten

Gentzmann & Co.

Dreherei * Autogen-Anlage

Benzin * Öl * Bereifung

Vollreifen-Presse

[388]

Garagen

Reparatur-Werkstatt für sämtliche Systeme

SCHNEIDEMÜHL / Mühlenstr. 11

Fernruf Nr. 331



Ph. Philipp Danzig G. m. b. H.

Telegr.-Adr.: D A N Z I G
Perfection Hundegasse 105

Telefon:
23, 5180

LEDER-FABRIKNIEDERLAGEN

Ständig großes Lager:
Alle Sorten Ober- und
Unterleder sowie
Sattlerleder

*

Technische Leder

*

Portefeuilleleder

*

Fantasie- und Luxusleder

[406]

American Leather Cons. G. m. b. H.

Telegr.-Adr.: D A N Z I G
Macons Hundegasse 105

Telefon:
23, 5180

Amerikanische Leder

[407]

Schwarze u. farbige Chevreaux

Boxcalf • Rindbox • Fantasieleder

Pensionat Schauffler

Zoppot, Roonstr. 2 :: Telefon 146



Vorzügliche Verpflegung, mäßige Preise
Das ganze Jahr geöffnet
Warmwasserheizung

452]

Paul Fog

Inhaber: W. Reinbold
Zoppot, Geeststraße 44
Telefon: 123

Magazin für feine
Haus- u. Küchengeräte
Glas und Porzellan
Nickel- und Messing-
waren

440] Ältestes Haus am Platz
Stets Eingang von Neuheiten

Wilhelm Bodtke

Fleischermeister [445]
ZOPPOT, Danziger Straße 3
Tel.: 38 Tel.: 38

WURSTWAREN
nach pommerscher
und thüringer Art

Ostdeutsche Bernstein-Industrie M. Friese

Danzig G. m. b. H. Königsberg Pr.

Fabrikation von Bernsteinwaren aller Art

Danzig

Königsberg Pr.

Telegr. Adr.: Bernsteinfriese Danzig
Fabrik u. Kontor: Jopengasse 64
Fernruf: 2322 u. 80

Telegr. Adr.: Bernsteinfriese Königsberg Pr.
Fabrik und Kontor: Magisterstraße 45
Fernruf: 1285

Verkauf u. Ausstellungsräum Zeughauspassage

[427]



Briefmarken-Ankauf.

Einzelverkauf. Verkauf ganzer Sammlungen. Raritäten-Angebote. Auswählen in „Altdeutschland“, Europa, Übersee, „Deutsches Reich“ 1906-24 geschlossen, billigst. Berliner Marken- und Ganzsachenhaus GmbH., BERLIN, Friedrichstraße 83 O.

**Danziger Bank
für Handel und Gewerbe**
Aktiengesellschaft
Langenmarkt 30
mit
Depositenkasse Zoppot
Markt 3

442]



Aktienkapital und Reserven
G. 2 000 000.—



**Ausführung aller bankmäßigen
Geschäfte**

KREDITBANK IN DANZIG A.-G.
DANZIG / BROTBÄNKENGASSE NR. 87

441]

**E R L E D I G U N G
SÄMTLICHER BANKGESCHÄFTE**

TELEPHON 780, 5610 / TELEGRAMM-ADRESSE: KREDA
GIRO-KONTO: BANK VON DANZIG NR. 46 / POSTSCHECK-KONTO 41

Bei allen Anfragen

nehmen Sie bitte Bezug auf die

Ostdeutschen Monatshefte

Der große neue Roman

[528]

Die Burg im Osten das Schicksal einer Ritterschaft



¤ von Wilhelm Koßde ¤

Dieser neue Roman Wilhelm Koßdes wird ihn weit über seinen jetzigen großen Leserkreis hinaus bekanntmachen. In ihm schildert er Glanz und Untergang des deutschen Ritterordens bis zur Schlacht von Tannenberg. Das Werk der Ordensritter war einst eine Angelegenheit des ganzen deutschen Volkes. In der gegenwärtigen Bedrohung des deutschen Ostens ist die Erinnerung daran stark wieder aufgeflammt. Und das ganze Problem des europäischen Ostens breitet der Dichter in einem wuchtig hingeworfenen, dabei von liebevoll gezeichneten Einzelheiten belebten Gemälde vor dem Leser aus.

Das Buch ist in Leinen gebunden; den Buchtitel zeichnete Rudolf Koch. Preis M. 10.—. Von Koßde sind in meinem Verlag weiter erschienen: *Die Wittenbergisch Nachtigall.* 480 S. 5. Aufl. Gebunden M. 6.—. *Die Pilgerin.* Eine Geschichte vom Rhein. 488 S. 2. Aufl. Geb. M. 6.—. *Der verlorene Junker.* 272 S. Geb. M. 4.—. *Wolfram.* Ein Wartburg-Roman. 296 S. 2. Aufl. M. 5.—. *Frau Harke.* Der Roman einer Landschaft. 264 S. 3. Aufl. M. 4.—. *Wilhelm Dömers Siegesgang.* Eine Lebensgeschichte. 236 S. 2. Aufl. M. 4.—. *Mittsommernacht.* 96 S. In Leinen gebunden M. 1.50. *Die Krone Svinthilas.* 96 S. 2. Aufl. M. 1.50.

Verlag von J. F. Steinkopf in Stuttgart.

ZOPPOT

(Freie Stadt Danzig)

374]

Einreise:

Zur Einreise in den Freistaat Danzig ist stets der Auslandspass erforderlich. Ein Danziger Sichtvermerk wird nicht benötigt. Für die Fahrt durch den polnischen Korridor ist das polnische Visum notwendig. Es ist erhältlich in allen polnischen Konsulaten, sonst im **Polnischen Paßbüro: Berlin, Kurfürstenstrasse 137**. Dienststunden nur vormittags

Reiseverbindungen nach Zoppot/Danzig:

a) Ohne poln. Visum:

Mit Flugzeug: ab Berlin mittags an allen
Königsberg morgens Wochentagen
Mit Dampfer: im Seeverkehr mit Salondampfer „Freya“
ab Swinemünde jeden Montag u. Donnerstag 7 Uhr abends,
„Pillau jeden Mittwoch und Sonnabend 8.30 vormittags

Mit Eisenbahn: Durchgehende Züge von Berlin und Königsberg nach
Marienburg.

Von Marienburg nach Danzig Kleinbahn, Flugzeug und
ständiger Autoverkehr.
b) Mit poln. Visum: ab Berlin über Stettin 8 Uhr vormittags,
an Zoppot 5.44 nachmittags.

KASINO

Das ganze Jahr geöffnet

Roulette

von vorm. 11 Uhr bis nachts 12 Uhr

Minimum 2 Gulden

Maximum 2400 Gulden

Gespielt wird in Danziger Gulden (25 Gulden = 1 englisches Pfund)
Alle Devisen werden an unseren Kassen in Zahlung genommen

Baccara

von nachmittags bis morgens 7 Uhr

Erschöpfende Auskunft durch: unsere Vertretungsbüros (Reisebüros) in allen größeren Städten des In- und Auslandes; unser officielles Verkehrsbüro in Berlin W, Pavillon Rankestr. 1 (Ecke Kurfürstendamm), Tel. Bismarck 5067; die Geschäftsstellen des Deutschen Ostseebäder-Verbandes; das Verkehrsbüro des Kasinos in Zoppot

Kurt Kessler

FABRIK FEINER LIKÖRE

ZOPPOT, POMMERSCHE STRASSE Nr. 36
Telefon 92, Telegrammadresse: KURT KESSLER

Spezialitäten:

Danziger Liköre / Zoppoter Edelkorn / Zoppoter blitze Tropfen

Abteilung II:

Autogarage * Benzin und Oelstation

[247]

WALTER GOLDSTEIN

DANZIG

Tel. 3140

Tel. 3140



[818]

Leinen - Baumwollwaren engros



Schokolade Konfekt Kakaopulver

Danziger Schokoladenfabrik A.-G.

Telegr.-Adr.:
Alda

Danzig

Telefon
3104, 6255

H. BERNEAUD

1883 DANZIG * STETTIN * ABERDEEN

H. Berneaud & Co., Königsberg i. Pr.

Herings-Im- u. -Export

Danzig, Kiebitz- und Stützengasse o Tel. 40 und 3340

Danziger Privat-Actien-Bank

Gegründet 1856

DANZIG, Langgasse 32-34

Telegrammadresse: Privatbank

S

[493]

Ausführung
sämtlicher Bankgeschäfte

Ostseebad ^[487] ZOPPOT

Herrliche Natur, mildes
Klima. Hochelegantes
Kurleben, moderne See-
badeanstalten.

WARMBAD
mit sämtl. medizinischen
Bädern und Inhalatorium.
Das ganze Jahr geöffnet.
Trinkkuren nach Original
Kissingen u. Reichenhall.

KASINO
mit Roulette und Baccara.
Künstlerische Kurgarten-
konzerte, Theater, Sport.
Die Badekommission.

Gegründet 1870

BORG



Gegründet 1870

FÜR
QUALITÄTS RAUCHER

Unübertroffen in Geschmack und Aroma [506]

WITT & SVENSEN

G. • M. • B. • H.

FABRIK UND GROSSHANDLUNG
LANDWIRTSCHAFTLICHER
MASCHINEN UND GERÄTE
EISENGIESSEREI

[472]

STOLP ✠ DANZIG
PLATENHOF - TIEGENHOF

Fahrrad- und
Nähmaschinenhaus Zoppot
Georg Jünemann
Maschinenbaumeister
Gr. Unterführung 11

Adler, Meister, Pofabor,
Pallas, Stoewer, Cito,
Brennabor, Allright
sowie alle bekannten
Markenräder

Ersatzteile

Nähmaschinen, nur beste
deutsche Marken

Ganz solide und billige
Preise

Spezialität:
Kinderräder für Kinder von
4 Jahren an [446]

M. A. Hasse Nachf.

Danzig

Zigarren- u. Tabak-Fabriken

Kontor:
Altstädt. Graben 4/6
Tel. 856

Fabrikation:
Weidengasse 35/8, Tor 4
(Gewehrfabrik)
501] Tel. 5514

Anker - Drogerie
Parfümerie

PAUL QUESTER
Ostseebad Zoppot

Seestraße 6 Fernspr. 532

→—————*—————→
Großes
Lager in allen
einschlägigen Artikeln
für Haar-, Mund- u. Hautpflege.
Engros-Lager in Toilette-
und Hauseifen, Farben
und Bürsten-
waren.

[418]

Dachpappen- und Zementwaren-Fabrik

H. Hantke, Schneidemühl

Albrechtstraße 15

Telefon Nr. 13.



[389]

Baumaterialienhandlung, Bedachungsgeschäft
 Lager in allen Dachmaterialien, Chamottwaren, Kanalisations-
 Artikeln, Krippenschalen, Kalk, Gips, Rohr usw.

Molkerei Gustav Wrobel

Ostseebad Zoppot * Am Markt 4—5

454] Telefon: 58

Fabrikate in Butter und Käse
 :: aus eigenen Molkereien ::

Zoppot * Putzig * Schoeneck * Liniewo.

* Ein prächtiges Geschenk
 für alle Harzfreunde *

HARZBUCH

von

CARL LANGE

mit Offsetumschlag u. 18 Steinzeich-
 nungen von Berthold Hellingrath

Preis in Leinen geb. 9 G.-M.

BERLIN NW 7
 Dorotheenstr. 65

GEORG STILKE
 Verlagsbuchhandlung

* Feinstes

[428]

Obst

Südfrüchte

Delikatessen

Felix Tyszewski, Zoppot

Tel.: 628 Seestr. 25 Tel.: 628

Zoppoter Dampfwäscherei und Plättanstalt
Gardinenspannerei

W. Mense Nachf., Inh. H. Zimmer

ZOPPOT, Alexanderstraße 8 :: Telephon: 658

Abholen und Lieferung frei Haus bei kürzester Lieferfrist
455] Sämtliche Wäsche wird im Freien getrocknet

Der Erbe

Seine Rechte und Pflichten
von Dr. Adolf Asch,

Rechtsanwalt am Kammergericht u. Notar, Berlin-Schöneberg
328 Seiten, brosch. RM. 7.50, in Ganzleinen geb. RM. 9.—

Ein praktisches Handbuch des gesamten Erbrechts, in welchem die Rechtsprechung mit der Fülle des Rechtslebens in den Vordergrund gerückt ist. Die theoretische Durchdringung des Stoffes ist nicht zum Selbstzweck, sondern zur Voraussetzung der Behandlung, die Theorie zur Dienerin der Praxis gemacht. Das Buch ist geschrieben vom Standpunkt des handelnden und leidenden Menschen und seines Rechtsberaters, wobei sich überall als leitender Gesichtspunkt die Fragestellung zeigt: Wie soll und darf der Erbe in gegebener Lage zweck- und rechtsgemäß handeln? Welche Wege bieten sich dem Erblasser, um seinen letzten Willen am besten und sichersten zu verwirklichen.

Verlag Georg Stilke, Berlin NW 7, Dorotheenstraße 65

Louis Donsée
Zoppot, Gr. Unterführung

UHREN — OPTIK — GOLDWAREN

Reichhaltiges Lager

[429]

Im Hause **Danzig, Breitgasse 128-29**, (Nähe Holzmarkt)
finden Sie Ihren Bedarf an

[375]

Zigarren Zigaretten Tabaken

Ihr Anruf genügt: 6212

Adolf Schreier

Bei Abnahme von 300 Stück franko. — Verpackung frei.

UT-Lichtspiele

Danzig, am Hauptbahnhof



Gute
Musik

Erste
Künstler

Vorführung
4, 6, 8 Uhr

Danzigs größtes
und vornehmstes
Lichtspieltheater

*

Ur- u. Erstaufführungen
von Filmen neuester
Produktion

*

Die UT-Lichtspiele gehören
zum Theater-Konzern der
Universum-Film-Affle-
gesellschaft „Ufa“ Berlin, die
über rund 120 Theater mit
ca. 100000 Sitzplätzen verfügt

[138]

Entzückt ist jede Dame
über

Nestle's Dauerwellen

Alleinige Ausführung

Haar-Körner

Danzig, Kohlenmarkt 18/19

= Telephon 2279 =

Broschüre gratis!

[133]

DANZIGER BLECHWAREN-WERKE

AKTIEN-GESELLSCHAFT

[313]

Marmeladeneimer

DANZIG

Schuhkremedosen

Kanister für Spiritus,
Oel, Lack

Reitergasse Nr. 13/14

Kronenkorke
(Flaschenverschlüsse)

Patenteindrückdeckel-
dosen

TELEGR.-ADR.:

Bonbondosen

Stulpdeckeldosen

„OSTBLECH“

Ovale und viereckige
Sardinendosen

Bohnermassedosen

TELEFON

Musterdosen für alle
Zwecke

5398

1890

*

KONSERVENDOSSEN FÜR GEMÜSE, FISCH, FLEISCH, OBST BLECHDRUCKEREI

BLECHLACKIEREREI

Spezialität: Farbige Reklameplakate nach künstlerischen Entwürfen

**Bureau für Zeitungsausschnitte
S. Gerstmanns Verlag, Berlin W10,
Lützowufer 5**

Lieferung von allen Ausschnitten und Abbildungen im Abonnement für jedes gewünschte Interessegebiet. Besonders reichhaltiges Nachrichtenmaterial in den Abteilungen

Kunst / Wissenschaft / Literatur / Politik / Volkswirtschaft / Technik u. Sport.

Bester und billigster Informationsdienst für alle Berufs- und Erwerbsstände.

Erspart die Kontrolle
von Hunderten von Zeitungen und Zeitschriften des In- und Auslandes.

348]

Paul Radtke
Pelzwaren - Mode - Haus

Gr. Wollwebergasse II Danzig (Parterre und 1. Etage)
Telefon 1914

* Pelzwaren *

von den einfachsten bis zu den elegantesten zu Fabrikpreisen.

M. FORELL & Co.
DANZIG, HEILIGE-GEIST-GASSE 14-16

Tel. 3270

Tel. 3270

Grosshandlung
für Kurzwaren, Besatzartikel
Trikotagen u. Strumpfwaren

Günstigste u. bequemste Einkaufsgelegenheit für den
Freistaat und Polen. Lagerbesuch stets lohnend, da
täglich Eingang von Neuheiten.

[461]

Als Wirtschaftspionier in Russisch-Asien

TAGEBUCHBLÄTTER

von

Dr. Rudolf Asmis,

Botschaftsrat

Mit 96 Abbildungen nach eigenen Aufnahmen des Verfassers und einer Karte.

8°, XII, 234 Seiten.

Geheftet 13 Mk. In Leinen geb. 15 Mk.

Das vorliegende Werk gewährt einen tiefen Einblick in die Wirtschaftslage des gewaltigen Nachbarreiches. Der Verfasser hat auf Grund persönlicher Eindrücke auf seiner Reise ein Buch geschaffen, das allen am Außenhandel interessierten Kreisen hochwillkommen sein muß. Es ist ein besonderes Verdienst des Verfassers, daß er seinen Text in eine Form kleidete, die allen Kreisen willkommen sein wird. Kein wissenschaftliches Reisewerk, auch kein wirtschaftliches Nachschlagebuch ist hier geschaffen worden, sondern ein Werk, das beides in glücklichster Form vereinigt und jedem, der an den hier aufgeworfenen Fragen beteiligt ist, als hervorragender Wegweiser ausgezeichnete Dienste leisten wird.

Phantastica

Die betäubenden und erregenden Genußmittel

Für Aerzte und Nichtärzte

von

Professor Dr. L. Lewin

8°, VIII und 374 Seiten

Preis brosch. 16.—, in Halsbleder gebunden 20.—

Dieses Werk, das erste seiner Art, das ein welterfahrener und als Forscher weithin bekannter Pharmakolog und Toxikolog geschaffen hat, geht jeden Menschen an, weil wohl jeder in irgendeinem Umfange an einem oder dem andern der hier abgedeckten Stoffe als Genußmittel teilnimmt.

Berlin NW 7

Dorotheenstrasse 65

Georg Stilke

Verlagsbuchhandlung

August Momber

G. m. b. H.

Gegründ.
1836

Danzig, Dominikswall 9-10

Fernspr. 1
123

Spezialhaus für Wohnungs-Ausstattung

Teppiche : Klubmöbel

Gardinen : Innendekorationen

Betteinrichtungen : Leinenwaren

[465]

Einziges Spezialhaus am Platze

Königl. priv. Marienapotheke
in DANZIG
Heiligegeistgasse 25, Ecke Ziegengasse
CONRAD KRAUSE
Fernsprecher: 3049 Fernsprecher: 3049

*Laboratorium für
Harnuntersuchung*

*

Medizinalwein

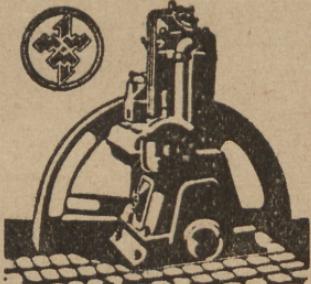
*

Medizin. Seifen

*

Mineralwasser

[505]



**Motoren-Werke
Mannheim A.-G.**

vorm. Benz

Abt.: Stat. Motorenbau

Verkaufsbureau

DANZIG,

419] Pfefferstadt 71

Telefon 885

Möbel-Fabrik**H. Scheffler****Kunsttischlerei**gegr. 1876 **DANZIG** gegr. 1876**Preiswerte Wohnungs-Einrichtungen
in großer Auswahl**Fernruf 614
und 5762

Fabrik und Ausstellungsräume: Am Holzraum 3-4

Fernruf 614
und 5762**STEINWARTZ & CZECHOWSKI**

vorm. Franz Werner

**Maßgeschäft
für elegante Herren- u.
Damen-Kleidung
Pelze**

886]

* **Niedrige Preise** *

Danzig, Große Wollwebergasse 13
 Gegründet 1879 **Fernspr. 1150**

Fischer & Nickel

Danzig * Stettin * Elbing * Tilsit

Treibriemen / Techn.
Gummi- und Asbest-
Fabrikate / Armaturen
Mineral-Ole [476]


 Beziehen Sie sich bei allen Anfragen
auf die „Ostdeutschen Monatshefte“!

Adler-Apotheke

499]

OLIVA

Am Schloßgarten 12

Telephon Nr. 69



H. Geißler

CARL FIERKE

Gegründet 1894

OLIVA

Danziger Str. 10-11

Fernsprecher 56

296]



**HOLZ- UND
KOHLEN-
HANDLUNG**

BAU- MATERIALIEN

**Fuhrwerks-
Wage am Platze**

Persische Flitterwochen

von **Wilhelm Litten.**

Mit 64 Abbildungen, 5 Schrifttafeln, 6 Karten und genauem Personen- und Ortsregister. Broschiert RM. 13.—, in Leinen geb. RM. 15.— Während Romane mit einer Hochzeit aufhören, beginnt diese wahrheitsgetreue Erzählung damit. Der Verfasser beschreibt in dem Buche seine eigene Hochzeit in Teheran und seine darauf folgenden Reisen in Persien, Kurdistan, Anatolien, Mesopotanien, Deutschland, Frankreich, England, der Schweiz, Rumänien und Lettland. Er benutzt die Gelegenheit, um zahlreiche Bemerkungen über die von ihm bereisten Länder und deren Bewohner, sowie über wichtige Tagesfragen einzuflechten. Trotz seines reichen Inhaltes und der eingestreuten Abhandlungen liest es sich von Anfang bis zu Ende so spannend wie ein Roman wegen der reich bewegten Handlung und weil der Verfasser auf Grund eines genau geführten — und geretteten — Tagebuchs in gepflegtem Stile, die Einzelheiten mit der plastischen Anschaulichkeit des unmittelbar Erlebten darstellt.

Verlag **GEORG STILKE**, Berlin NW 7, Dorotheenstr. 65

Walter Frommann

Fleischermelster

Oliva, Markt 2

— TELEFON 5 —



277]

**Feinste
Fleisch-, Wurst-
und Aufschnitt-
waren**

Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und
der „Deutschen Gesellschaften für Kunst
und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

6. Jahrg. November 1925 Nr. 8

Unverlangte Manuskripte nicht einsenden
Porto in Papiergeleid einfügen, falls
Rücksendung erwünscht

Inhalt:

	Seite
Carl Lange: Zur Einführung	759
Hermann Löns: Erinnerungen an Deutsch-Krone	761
Kurt Doh: Hermann Löns als Journalist, mit Bildern	762
Max Apfelfstaedt: Gedichte, mit Bild	769
Freimut: Erinnerungen eines Freundes an Hermann Löns, mit Bildern	771
Hermann Löns-Brief	784
Dr. Wilhelm Deimann: Der Birschschritt	786
Vom Geburtsort des Dichters	790
Dr. Wilhelm Deimann: Vom Werdegang der Lönschen Balladendichtung	791
Westpreußen im Spiegel der Lönschen Jugend-Dichtung	797
Dr. Alfred Pottthoff: Hermann Löns und das Volkslied	799
Lt. d. Ref. Rohde-Hannover: Zu Hermann Löns' Gedächtnis	804
Hermann Löns: Das Quintett und seine Fauna	806
Heinz Stegwoldt: Löns' Tod	811
Wilhelm Deimann: Aus Hermann Löns' Kriegstagebuch	812
Otto Brües: Hermann Löns	822

Rundschau:

Dr. Wilhelm Deimann: Kritische Übersicht des Schrifttums über Hermann Löns	823
Dr. Wilhelm Deimann: Posthume Ausgaben Lönscher Werke	841
Ludwig Bäte: Ein Niedersachsenverlag	845
Carl Lange: Die Löns-Gedächtnis-Stiftung	846
Carl Lange: Zum 60. Geburtstage von Adolf Damaskus	847
B u c h b e s p r e c h u n g e n	848 – 866

Nachdruck und Nachbildung verboten
(Reichsgesetz v. 19. Juni 1901)

Copyright by Georg Stilke, Danzig-Berlin 1924
Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten

Verlag:

Georg Stilke, Danzig-Langfuhr, Hauptstr. 8
Berlin NW. 1, Dorotheenstr. 65

Für die Schriftleitung verantwortlich:
Carl Lange, Oliva b. Danzig, Schefflerstr. 2

Telefon: Oliva 148

Der Bezug der „Ostdeutschen Monatshefte“
kann durch sämtliche Buchhandlungen, durch die Post
oder vom Verlag erfolgen. Auslieferung für Ost-
preußen durch Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr.,
Paradeplatz, für Ostland durch Kluge & Ströhm,
Reval, für Lettland durch Gustav Bößler, Riga.
Der Bezugspreis beträgt für jedes Heft 1.25 Gold-
mark, für Danzig 1.60 Danziger Gulden.

Dresdner Bank in Danzig Langermarkt 12/13

400]

Größeren Umsatz

im deutschen Osten erzielen
Sie durch Insertion in den

**Ostdeutschen
Monatsheften**

**Danziger Bank
für Handel und Gewerbe**
Aktiengesellschaft
Langenmarkt 30
mit
Depositenkasse Zoppot
Markt 3

442]



Aktienkapital und Reserven
G. 2000 000.—



**Ausführung aller bankmäßigen
Geschäfte**

**Die
Hansa-Bank**

Aktiengesellschaft

DANZIG, Brotbänkengasse 43

hält sich zur Erledigung
 sämtlicher bankgeschäftlichen
 Transaktionen bestens
 empfohlen

162]



Telefon: 560, 1899, 7184, 7185

Postcheckkonto:

Danzig Nr. 1158
 Stettin Nr. 12060

Commerz- u. Privat-Bank

Aktiengesellschaft

Filiale Danzig

Langermarkt 14



Telegrammadresse: Hanseatic

Tel.: 306, 5444, 5445, 7086

253]



Anstellung im Ausland

Vom Handwerksburschen zum Kommerz.-Rat. Lehrerprüfungen bestanden. Einkommen verdoppelt. Anstellung als Dolmetscher. Von Kontoristen zum Prokuriisten aufgerückt. Als Übersetzer tätig. Als ehemaliger Volksschüler leitende Stellung erhalten usw.

Solche und viele andere ähnliche Erfolge haben uns in freiwillig abgegebenen Anerkennungen unzählige unserer Schüler berichtet. Nur

durch Sprachkenntnisse

die sie auf Grund der Unterrichtsbücher nach unserer Methode Toussaint-Langenscheidt erworben haben, haben diese Leute ihre Erfolge erzielt. Auch Sie können es diesen Leuten gleich tun. Glauben Sie nicht, daß Sie es nicht schaffen. Sie brauchen nur den Willen dazu aufzubringen. — Vorkenntnisse oder bessere Schulbildung sind nicht erforderlich. Sie lernen nach unserer Methode von der ersten Stunde



Prof. G. Langenscheidt

an die fremde Sprache mit unbedingter Sicherheit richtig lesen, schreiben, sprechen und verstehen. Sie sind schon in ganz kurzer Zeit in der Lage, sich zu verständern und einfache Briefe zu schreiben, also Ihre Kenntnisse tatsächlich nutzbringend anzuwenden. — Vertrauen Sie sich unserer Führung an. Auch Sie werden die Erfolge erringen, die schon viele Tausende vor Ihnen erzielt haben, wenn Sie nach der

Methode Toussaint-Langenscheidt

eine fremde Sprache erlernen. — Um unseren Unterricht kennen zu lernen, brauchen Sie keinen Pfennig auszugeben. Teilen Sie uns auf nebenstehendem Abschnitt nur Ihre Adresse mit und die Sprache, die Sie erlernen wollen. Wir senden Ihnen dann

vollständig kostenlos

portofrei und ohne irgendwelche Verbindlichkeit eine Probelektion zu. Selbst wenn Sie heute noch nicht wissen sollten, wie Sie Sprachkenntnisse einmal verwerten können, wäre es falsch von Ihnen, unser Angebot nicht zu beachten. Veränderungen ergeben sich bald im Leben, und viele Tausende, die früher einmal aus Liebhaberei Sprachen erlernt haben, besitzen heute in ihren gediegenen Sprachkenntnissen die Grundlage für Ihre Existenz. Überlegen Sie nicht lange. — Schreiben Sie heute noch!

Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung
(Prof. G. Langenscheidt) Berlin-Schöneberg, Bahnstr. 29-30
Auf nebenstehendem Abschnitt nur gewünschte Sprache und
Adresse genau angeben und in offenem Briefumschlag frankiert
als „Drucksache“ (5 Pf.) einsenden. Wenn Zusätze
gemacht werden, nur als verschlossener Brief zulässig.

Ich er-
suche
um Zu-
sendung
e der in den
„Ostdeut-
schen Mo-
natshef-
ten“ ange-
botenen Pro-
belektion der

Sprache, kosten-
los, portofrei und
ohne Verbindlichkeit

Name:

Beruf:

Ort u. Str. :

Eine epochale medizinische und naturwissenschaft- liche Neuerscheinung.

In wenigen Tagen erscheint in meinem medizinischen Verlage ein Mappenwerk unter dem Titel

MEDIZIN UND NATURWISSENSCHAFT IN MOMENTBILDERN,

das in Serien zusammengestellt, vorzügliche bildmäßige Darstellungen aus der Chirurgie, inneren Medizin, der Physiologie, Psychiatrie und Neuralgie bringen wird.

Das den Darstellungen zugrundeliegende Bildmaterial entstammt kinematographischen Aufnahmen, die nach dem bekannten Dr. von Rothe'schen Verfahren hergestellt sind. Dieses Verfahren ermöglicht es, chirurgische und mikroskopische Vorgänge mit der Kamera von oben her aus nächster Nähe zu erfassen und so Großaufnahmen herzustellen, die eine außerordentliche, jedes Detail erfassende Deutlichkeit und Schärfe besitzen. Durch Aneinanderreihung der Hauptmomente chirurgischer Operationen wird der Gang des Eingriffs in zeitlicher Aufeinanderfolge dem Beschauer der Bilder vor Augen geführt. Die Fülle des vorhandenen Bildmaterials gewährt den Vorteil, nicht nur Bilder in beliebiger Anzahl auswählen zu können, sondern gerade solche Bilder aneinanderzureihen, die eine naturgetreue fortlaufende Handlung bieten. Ein kurzer prägnanter Text ist den Bildern in sechs Sprachen beigefügt (deutsch, englisch, französisch, spanisch, italienisch und russisch), so daß sie dem deutschen und ausländischen Arzt und Studierenden ein hochwillkommenes Hilfsmittel sein werden. Als erste Mappe der ersten Serie gelangt zur Ausgabe

CHOLECYSTECTOMIE

von Geheimrat Prof. Dr. Küttner, Breslau.

Der Preis dieser Mappe von ca. 2.50 RM. ist so niedrig bemessen, daß die Anschaffung dieser vorzüglichen Darstellungen jedem Mediziner ermöglicht ist.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7, Dorotheenstr. 65

Speditionshaus

**H. Hoffmann Nflg.
Schneidemühl**

Spezialgeschäft
für Möbeltransporte

*

Grosser Wagenpark

*

Erstklassige Packer

*

Grosse massive Lager-
häuser mit eigenem
Gleisanschluss

*

Grünstrasse 47 / Bromberger Strasse 51

Telefon 68

[864]

SPARKASSE DER STADT DANZIG

Langgasse 47

TELEPHON Nr. 3041-3044

Jopengasse 37-38

TELEPHON Nr. 7320-7325

519]

*

BANKVERBINDUNGEN
AN ALLEN GRÖSSEREN PLÄTZEN
DES AUSLANDES

„DREI LILIEN“ [508]
Parfümerie - Kunstgewerbe
DANZIG, || KÖNIGSBERG,
Langgasse 17-18 Kantstraße 15

ERSTES HAUS AM PLATZE
für
Parfümerien und || Feine Toiletteseifen
Toilette - Artikel || Kosmetische Artikel
Kristall (Baccarat, Val St. Lambert)
Kunstporzellane
Feine kunstgewerbliche Erzeugnisse

Lederwaren * Handtaschen * Reiseartikel
Feinste Offenbacher und Wiener Modelle

DANZIGER GOLDWASSER

Kurfürstlicher Magen

529]



Julius von Götzen A.-G., Danzig 4

Allelinige Exportvertretung und Depot:
Waldemar Fischer - Hamburg 8
 Catharinenstraße 29-30, Pelikanhaus
 Fernruf: Roland 7660



Automobil- und Maschinen-Werkstätten

Gentzmann & Co.

Dreherei * Autogen - Anlage

Benzin * Öl * Bereifung

Vollreifen-Presse

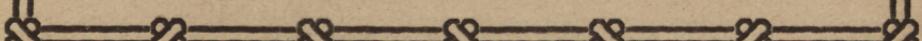
[382]

Garagen

Reparatur-Werkstatt für sämtliche Systeme

SCHNEIDEMÜHL / Mühlenstr. 11

Fernruf Nr. 331



Ph. Philipp Danzig G. m. b. H.

Telegr.-Adr.: D A N Z I G
Perfection Hundegasse 105

Telefon:
23, 5180

LEDER-FABRIKNIEDERLAGEN

Ständig großes Lager:

Alle Sorten Ober- und
Unterleder sowie
Sattlerleder

*

Technische Leder

*

Portefeuilleleder

*

Fantasie- und Luxusleder

[406]

American Leather Cons. G. m. b. H.

Telegr.-Adr.: D A N Z I G
Macons Hundegasse 105

Telefon:
23, 5180

Amerikanische Leder

[407]

Schwarze u. farbige Chevreaux

Boxcalf * Rindbox * Fantasieleder

Gersbach's Herm. Lön's - Kassette

Ausgewählte Werke

8 Bände in 6 Bände gebunden.

Inhalt: Mein grünes Buch — Mein goldenes Buch — Das Lön's-Buch — Einsame Heidsfahrt — Junglaub — Frau Döllmer — Ulenspeigels Lieder — Das Lönsgedächtnisbuch.

Beste Friedens-Ausstattung auf blütenweißem Papier. Glanzleinen Mf. 42,—, Halbleder Mf. 55,—



Einzel-Ausgaben Herm. Lön's

Mein grünes Buch, Jagd-, Angler- und Naturschilderungen 100.—110. Tausend. Leinen Mf. 7,—

Es ist ein herrliches Buch für alle, die Freude an Gottes Natur haben, ein Buch voll Leben, Poesie und Stimmung. Besonders die Jägerwelt findet darin packende Schilderungen aus Wald und Heide.

Mein goldenes Buch, Lieder und Gedichte. 61.—70. Tausend. Leinen Mf. 6,—

Wer den Dichter kennen lernen will, muß diese Gedichte eigenartiger Schönheit und krafftooller Ursprünglichkeit lesen.

Das Lön'sbuch, Heidebilder, Erzählungen, Tiergeschichten, Märchen. 51.—60. Tausend. Leinen Mf. 7,—

In diesem Werke sind noch einmal Perlen der verschiedenen Art der so mannigfaltigen Kunst Lön's zusammengetragen worden. Die ewige Schönheit von Heide, Feld und Wald in ihrem ganzen Glanze entrollt das Buch vor unseren Augen.

Junglaub, Lieder und Gedichte aus der Sturm- und Drangperiode des Dichters, herausgegeben von Dr. Fr. Castelle. 27.—32. Tausend

Wie der Dichter sich durchrang, das wird in diesen Jugenddichtungen offenbar. Des Dichters Feuerseele entfacht sich in Ergüssen wild einherbrausenden Charakters. Leinen Mf. 4,50

Einsame Heidsfahrt, Erzählungen, Schilderungen. 73.—80. Tausend.

Nicht Lieber sind es, sondern Prosaschilderungen in höchster Vollendung, mit denen uns der Dichter durch Wald und Feld, ans Meer und in die Heide führt. Es ist das letzte von Lön's selbst vor seinem Auszug ins Feld zusammengestellte Werk. Das Buch führt früher den Titel: Tal der Lieber. Leinen Mf. 5,—

Frau Döllmer, Humoristische Plaubereien, mit Buchschmuck von R. Schloßer 41.—48. Tausend. Leinen Mf. 5,—

Wer da glaubt, in dieser ernsten Zeit das Lachen verlernt zu haben, der greife zu diesem Buch. Es ist der rechte und echte prachtvolle Lönshumor, der uns daraus anlacht.

Ulenspeigels Lieder, Humoristisch-satirische Dichtungen 10.—15 Tausend. Leinen Mf. 4,50

Die satirisch-humoristische Begabung des Dichters äußert sich besonders in diesen Schilderungen. Mit tödlicher Spottlaune und prächtigem Humor geißelt er Menschen und Verhältnisse seiner Zeit.

Victor Gersbach Verlag, Bad Pyrmont

Pensionat Schaufler

Zoppot, Roonstr. 2 :: Telefon 146



Vorzügliche Verpflegung, mäßige Preise
 Das ganze Jahr geöffnet
 Warmwasserheizung

452]

Paul For

Inhaber: W. Reinbold
 Zoppot, Seestraße 44
 Telefon: 123

Magazin für seine
 Haus- u. Küchengeräte

Glas und Porzellan

Nickel- und Messing-
 440] waren

Neuestes Haus am Platz
 Stets Eingang von Neuheiten

Wilhelm Bodtke

Fleischermeister
 ZOPPOT, Danziger Straße 3

Tel.: 38 Tel.: 38

WURSTWAREN
 nach pommerscher
 und thüringer Art

Ostdeutsche Bernstein-Industrie M. Friese

Danzig

G. m. b. H.

Königsberg Pr.

Fabrikation von Bernsteinwaren aller Art

Danzig

Königsberg Pr.

Telegr. Adr.: Bernsteinfriese Danzig
 Fabrik u. Kontor: Jopengasse 64
 Fernruf: 2372 u. 80

Telegr. Adr.: Bernsteinfriese Königsbergpr.
 Fabrik und Kontor: Magistersstraße 45
 Fernruf: 7285

Verkauf u. Ausstellungsräum Zeughauspassage

427



Briefmarken-Ankauf.

Einzelverkauf. Verkauf ganzer Sammlungen. Raritäten-Angebote. Auswählen in „Altdeutschland“, Europa, Übersee, „Deutsches Reich“ 1906-24 geschlossen, billigst. Berliner Marken- und Ganzsachenhaus GmbH., BERLIN, Friedrichstraße 83 0.

Durch die ganze Welt

führt uns das wunderbare ganz neu redigierte Sammelwerk

[528]

Fahrten und Forschungen

Eine Sammlung interessanter Reisebeschreibungen aus allen Weltteilen mit vielen Bildern.
Jeder Band in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

Zunächst sind acht Bände in Aussicht genommen, von denen bereits erschienen sind:

Band II. A. W. Grube: Afrika * Band III. A. W. Grube: Europa
Band IV. A. W. Grube: Amerika * Band VI. Dr. A. Hänike:
Rings um den Nordpol

Voraussichtlich im Frühjahr 1926 schließen sich an:

Band I. A. W. Grube: Asien * Band V. A. W. Grube: Australien
und Ozeanien * Band VII. Dr. A. Hänike: Um den Südpol
Band VIII. A. Maier-Hugendubel: Aus dem Lande des Zopfes

Jeder Band illustriert in halbleinen gebunden 4.— M.

Nur zuverlässige Beiträge gewissenhafter Forscher und Weltreisender sind aufgenommen.
Es sind also keine phantastischen Reisebeschreibungen; aber passend geschrieben. Es ist

Das Weltreisewerk für Schule und Haus

J. F. Steinkopf / Verlag / Stuttgart

KREDITBANK IN DANZIG A.-G.

DANZIG / BROTBÄNKENGASSE NR. 87

441

E R L E D I G U N G
SÄMTLICHER BANKGESCHÄFTE

TELEPHON 780, 5610 / TELEGRAMM-ADRESSE: KREDA
GIRO-KONTO: BANK VON DANZIG NR. 46 / POSTSHECK-KONTO 41

Bei allen Anfragen

nehmen Sie bitte Bezug auf die

Ostdeutschen Monatshefte

EIN DANZIG-ROMAN

Irmgard Spangenberg
Joch und Jugend

In Leinen gebunden 6.— M.

Eine Geschichte aus Danzigs Vergangenheit vor 100 Jahren. Irmgard Spangenbergs Romane „Peter Quidde“ und „Jubilate“ haben sich rasch einen großen Leserkreis erobert. Dieser neue ausgezeichnete Roman wird ihn rasch weiter vergrößern.

EIN NORDSEE-ROMAN

Margarete Boie
Der Syler Hahn

In Leinen gebunden 6.— M.

„Es liegt der Lebensroman des tüchtigen Syler Strandvoogs Lorenz de Hahn vor. Darüber hinaus aber erhebt sich das Buch durch die Schilderung alter Walfischfängerfahrten und althanseatischen Kaufmannstums in Hamburg zu allgemeinerer Bedeutung, zu einem lebendigen Kulturbild nordischer Lande überhaupt. Die Sprache ist schlicht, aber geschult, ein kurzer, sympathischer Humor durchsetzt sie, so daß eine erfreuliche Bereicherung der norddeutschen Heimatliteratur zu verzeichnen ist.“

EIN HANSA-ROMAN

Wilhelmine Fleck
Die Wulflams

In Leinen gebunden 6.— M.

Der Herrenmensch Wulf Wulflam und sein stolzer Vater; Wulfs Weib, die mit satten Farben gemalte schöne Margarete, des aristokratischen Bürgermeisters demokratischer Widerpart; der biedere Starde Suhr samt seinem Riesensohn und die reizende fahrende Lilli Towe: Wulfs zartes „entartetes“ Kind und ihre Gespiele, die das Geschlecht fortführen — eine Fülle von plastisch gerundeten Gestalten, die ohne Übermaß von psychologischem Kleinkram für den Leser volles Leben gewinnen. Kapitel voller blützenzarter und glutsprühender Liebesgeschichten, Politisches, erschütternd und packend erzählte Ereignisse von großer Eigenart wechseln miteinander ab.

[528]

J. F. STEINKOPF, STUTTGART



BODENSTEIN & MIEHLKE

TELEFON 1646 u. 2191 DANZIG HUNDEGASSE 48-49

**GRAPHISCHE KUNSTANSTALT
BUCH- UND STEINDRUCKEREI**

AKTIEN-WERTPAPIERE-NOTGELD
ETIKETTEN U. PACKUNGEN IN MASSENAUFLAGEN
PLAKATE, DRUCKSACHEN ALLER ART

Das volkstümlichste und preiswerteste Lüns-Buch
Was da freucht und fleugt

Ein Tierbuch mit 9 Abbildungen und 1 Deckelbild

von

Hermann Lüns

Preis in Ganz-Leinen gebunden 3,50 Goldmark

Dieses Buch,
welches die besten Tier-Novellen des Dichters enthält,
ist durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Hermann Paetel Verlag G. m. b. H.
Neu-Finkenkrug bei Berlin

**„Ich helfe Dir“ * „Für die Familie“
 „Nach der Arbeit“ * „Sport und
 Gesundheit“**

Mode-, Roman- u. Sportzeitschriften der
 guten Familie mit KOSTENLOSEM VER-
 SICHERUNGSSCHUTZ der Angehörigen

Preis des Wochenheftes einschließlich Versicherung 70 Danzig. Guldenpfennige

[329]

Gen.-Vertrieb für Freistaat Danzig, Pommern, Krs. Marienburg u. Marienwerder

**EDUARD WESTPHAL
 DANZIG, ELISABETHWALL 9**

Soeben erschien:

Das neue Aufwertungsrecht

nebst praktischen Beispielen, Formularen für die notwendigen Anmeldungen,
 einer Tabelle der einzuhaltenden Fristen und ausführlichem Sachregister

Gemeinverständlich dargestellt:
 von

DR. RADEMACHER

Mitglied des Reichstages und
 des Aufwertungsausschusses

Umfang XVI u. 332 Seiten

unter
 Mitwirkung
 von

DR. A. PHILIPP

Mitgl. d. Reichstages u. Vorsitzender
 des Aufwertungsausschusses

Preis M. 4.50

Die neuen Aufwertungsgesetze werden in den weitestens Kreisen der Bevölkerung besonderem Interesse begegnen. Die Entwicklung des Aufwertungsrechts und die Schwierigkeit des Gegenstandes bringen es mit sich, daß die Fassung des Gesetzes nicht so allgemeinverständlich ausfallen kann, daß sie von jedem Laien ohne Beratung verstanden und auf seinen Sonderfall angewendet werden kann. Deshalb ist das Erscheinen dieser gemeinverständlichen Darstellung zu begrüßen. Das Buch ist kein Kommentar, es wird vielmehr, nach Materien geordnet, die große Fülle der durch das Gesetz geregelten Einzelfälle so zu erörtern suchen, daß auch der Laie seinen Fall leicht findet. Jeder soll aus dem Buch feststellen können, wie für ihn — mag er Gläubiger oder Schuldner sein — die Regelung ausgefallen ist und was er zu tun hat, um seine Rechte zu sichern. Die Darstellung ist zu diesem Zwecke

mit Beispielen aus dem täglichen Leben

belegt. Die Verfasser gelten als besondere Kenner des Aufwertungsrechts und sind an der Entstehung des Gesetzes hervorragend beteiligt.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7